Nr. 131 — Jahrgang 13 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 10. Juni 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zly. Anzeigen unter Text 0.60 Zly. von außerhalb 0.80 Zly. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 6. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Der Völkerbund bestätigt Calonders Entscheidung

Polen ist verpflichtet, die Minderheitsschule in Brzezinka zu eröffnen — Der Völkerbund erwartet die Bestrafung der Schuldigen bei Terrorfällen — Die anderen oberschlesischen Fragen bis September vertagt

Genf. In der Freitag-Sitzung des Rates wurde ohne jede Debatte in drei von den neun auf der Tagesordnung stehenden oberschlesischen Fragen einstimmig vom Rat Entschließungen angenommen. Zu der Klage des deutschen Volksbundes in Oberschlesien wegen Verlegung der deutschen Minderheitenschule in Brzezinka, schloß sich der Rat dem Standpunkt des Präsidenten der Gemischten Oberschlesischen Kommission, Calonder, an, daß die Verlegung der Schule im Hinblick auf die hierdurch für den Schulbesuch der Kinder entstehenden Schwierigkeiten nicht zweckmäßig erscheine. Der Rat sprach in der angenommenen Entschließung den Wunsch aus, daß die polnische Regierung die Wiedereröffnung der von ihr geschlossenen deutschen Minderheitenschulen unter derartigen Bedingungen vornimmt, daß die bisherigen von Calonder hervorgehobenen Schwierigkeiten beseitigt würden.

Der Rat nahm sodann von dem Telegramm Pant und Rosumek, Kenntnis, die im Namen der deutschen Abgeordneten von Oberschlesien gegen die Vorkommnisse bei der Einschreibung in die Listen der deutschen Minderheitenschulen in Godulla protestiert hatten.

In dem hierüber dem Rat zur Verlesung gelangenden Bericht, den der Vertreter von Columbien erstattete, wird die Stellungnahme der polnischen Regierung wiedergegeben. Sie erklärt, die Polizei habe sofort gegen die Ausschreitungen in Godulla eingegriffen.

Auf Vorschlag des Berichterstatters drückte der Rat in dem angenommenen Bericht sein Vertrauen aus, daß in Zukunft die notwendigen Maßnahmen durch die verantwortlichen Stellen zur Vermeidung derartiger Zwischenfälle ergriffen würden und sieht damit den Vorfall als erledigt an.

*

Der Rat nahm sodann einen dritten Bericht des Vertreters von Columbien entgegen, in dem der Protest des Verbandes der Polen in Deutsch-Oberschlesien an den Rat bekanntgegeben wird.

In diesem Protest weist der polnische Verband auf eine Reihe von Vorkommnissen in Deutsch-Oberschlesien hin, die das Vorhandensein eines „Regimes des Terrors und der Verfolgung gegen die Polen in Deutsch-Oberschlesien" deutlich klarlegen sollen. Der Verband der Polen in Deutsch-Oberschlesien protestiert nach dem Bericht insbesondere gegen den Zwischenfall in Beuthen.

Der Bericht gibt hierzu ein Schreiben der Reichsregierung vom 26. Mai 1928 bekannt, wonach durch energisches Einschreiten gegen alle Gewalttaten Angehörige der polnischen Minderheit in Deutsch-Oberschlesien freie Tätigkeit auf allen Gebieten zugesichert wird.

In einem besonderen Memorandum weist die Reichsregierung darauf hin, daß die Vorfälle in Beuthen-Roßberg durch die Verurteilung von 23 Personen zu Strafen von drei bis acht Monaten Gefängnis gesühnt worden seien.

Auf Vorschlag des Berichtes nahm der Rat von den Mitteilungen der Reichsregierung Kenntnis und drückte gleichfalls sein Vertrauen aus, das auf Grund der von den deutschen Behörden eingeleiteten Untersuchung die Schuldigen ergriffen würden.

Kurswechsel oder Ohnmacht?

Die Parlamentsdebatten zum Haushalt des Staates pflegen ein übersichtliches Bild sowohl über Zweck und Ziel der Regierung, als auch über die Absichten der führenden politischen Klubs zu geben. Nun kommt bald der Abschluß des Etats und man wird nicht behaupten wollen, daß irgend jemand mit Bestimmtheit weiß, wohin der Kurs des jetzigen Kabinetts der moralischen Sanierung führt. Und was von der Regierung gilt, ist leider auch zutreffend auf den Regierungsblock, der uns unter der Nr. 1 während den Wahlen herrlichen Zeiten entgegenführen wollte. Mit aller Deutlichkeit mußten sich sowohl der zeitweilige Regierungschef, der Vizepremier Bartel, als auch die Führer des Regierungsblocks sagen lassen, daß sie selbst nicht wissen, wohin ihre Politik treibt. Der Vorwurf wurde von der Opposition um so heftiger erhoben, je mehr man die eigentlichen Ursachen der Krankheit des Marschalls Pilsudski mit Geheimnissen umhüllt und je mehr seine kraftvolle Persönlichkeit von der politischen Bühne in den Hintergrund tritt. In politischen Kreisen wird sogar das Gerücht verbreitet, daß es überhaupt zweifelhaft ist, ob Pilsudski nochmals aktiv in Wirksamkeit treten wird, und gewisse Parteien machen der Opposition bereits Zugeständnisse, um sie an die Futterkrippen zu locken, welche aber nicht so liebevoll aufgenommen werden. Man hat insbesondere von den Führern des Regierungsblocks erwartet, daß sie ihre Ziele während der Debatte klarer fassen werden, leider hat man nur angedeutet, daß man nicht die Absicht habe, in Polen den Faschismus oder gar die reine Diktatur zu errichten. Man will eine sogenannte Demokratie mit Schönheitsfehlern, oder besser gesagt eine „aufgeklärte Demokratie", die man aber ebenso gut als „aufgeklärten Absolutismus" bezeichnen kann. Pilsudski habe sich, so erklärt Fürst Radziwill, entschlossen, eine parlamentarische Institution ins Leben zu rufen und zu diesem Zweck auch die Vollmachten des Staatspräsidenten zu erweitern, das heißt, die Verfassung in unbestimmter Richtung zum Nachteil der breiten Volksmassen zu revidieren. Und Herr Slawek, der als Führer des Regierungsblocks angegriffen wurde, gab offen zu, das einzige Ziel der Regierung sei, die Verfassung so zu ändern, daß sie dem neuzeitlichen Polen entspreche. Berücksichtigt man, daß gerade dem Regierungsblock offene Diktaturabsichten vorgeworfen wurden, was aber ebenso heftig bestritten wird, so ist festzustellen, daß sich seit den Wahlen auch innerhalb des Regierungsblocks ein Kurswechsel vollzogen hat, der nicht mehr auf die Diktatur pocht, sondern einen neuzeitlichen Parlamentarismus oder eine Demokratie mit Schönheitsfehlern anstrebt.

Freilich hat man es der Regierung nicht leicht gemacht, sondern ist auf Schritt und Tritt mit ihr ins Zeug gegangen, hat ihr bewiesen, daß ihre Versprechungen der Realität entbehren. Ob sich dies in der Außen- oder Innenpolitik vollzieht, stets bleiben die Tatsachen hinter den Versprechungen der offiziellen Vertreter des Kabinetts zurück. Und es fehlt nicht an Hinweisen, daß man sich nur die Kritik gefallen läßt, weil man den Marschall nicht weiter verärgern will. Die Regierung spricht vom wirtschaftlichen Aufschwung, das Parlament behauptet, wir ständen mitten in einer Krise und die Streikwelle, die hier und da zum Ausdruck kommt, gibt den besten Beweis hierfür. Den polnischen Großgrundbesitz werden Millionen Vermögenssteuern erlassen, die breiten Massen werden mit kaum noch zu tragenden Steuerlasten beglückt. Sowohl die Staatsbeamten als auch die Arbeitermassen und der ganze Mittelstand seufzen unter der andauernden Teuerung, die die Regierung nicht bannen kann, im Gegenteil, durch ihre verfehlte Getreidepolitik selbst herbeigeführt hat. Mißbrauch des Behördenapparats während der Wahlen führte zur Einsetzung einer Untersuchungskommission, und die Opposition erklärt, daß die Mehrzahl der Parlamentsvertreter des Regierungsblocks zu Unrecht im Sejm sitze; der Innenminister wehrt sich gegen die Vorwürfe, man stellt ihm ein offenes Mißtrauensvotum durch Streichung der Dispositionsgelder aus, aber er demissioniert nicht; denn die Regierung „erfüllt ihre Aufgaben" ohne Rücksicht darauf, wie die Volksvertretung darüber denkt. Und dem Vizepremier wird vom Oppositionsführer Domski, weit radikaler wie die Sozialisten, bestätigt, daß „die Bilanz der Wirksamkeit dieser Regierung sehr armselig sei"; weiter wird die Tatsache konstatiert, daß die Rufe „es lebe Pilsudski" in den breiten Massen immer seltener werden. Haben die Sozialisten und einige Minderheitsvertreter trotz aller Kritik immerhin noch zugestanden, daß sie nicht ganz die Mitarbeit versagen, so haben die ra-

Kommunistische Lärmszenen bei der Landtagseröffnung

Der Abg. Ponfieck blutiggeschlagen — Noch keine Entscheidung über die Kabinettsbildung im Reich

Berlin. Bei der ersten Sitzung des preußischen Landtages am Freitag kam es zu heftigen Lärmszenen, so daß die Sitzung unterbrochen werden mußte. Die Kommunisten haben durch ihre Anhänger die Tribünen besetzt und als der Alterspräsident die Sitzung eröffnen wollte, beantragten die Kommunisten sofortige Behandlung von Amnestieanträgen. Ohne das der Alterspräsident Posadowski das Wort ergreifen konnte, kam es zwischen Abgeordneten der Rechten und den Kommunisten zu einer Schlägerei, in deren Verlauf der Abgeordnete Ponfieck blutig geschlagen wurde. An diesen Lärmszenen beteiligte sich auch die Tribüne, es wurden wieder Hochrufe auf den Kommunismus ausgebracht und als die Tribüne geräumt wurde, erfolgte dies unter Absingung des Rotfrontliedes. Allmählich wurde die Ruhe wieder hergestellt, die Amnestieanträge werden in der Monatssitzung zur Beratung kommen. Die Wahl des Sozialdemokraten Bartels als Landtagspräsident ist gesichert. Die Kommunisten brachten gegen das Kabinett Braun einen Mißtrauensantrag ein, dem sich auch die Deutschnationalen anschlossen. Wie mitgeteilt wird, hat das Mißtrauensvotum keine Aussicht angenommen zu werden, im Preußenkabinett werden keine Veränderungen vorgenommen. Am Montag erfolgt die Regierungserklärung durch Ministerpräsidenten Braun.

Noch kein Auftrag zur Kabinettsbildung

Berlin. Der Reichspräsident hat heute lediglich den Reichskanzler Marx zu einer Besprechung informatorischer Natur empfangen. Eine besondere Bedeutung kommt diesem Besuch, der während des ganzen Tages der einzige blieb, nicht zu. Im Laufe des Sonnabends wird der Reichspräsident nacheinander den Reichstagspräsidenten Löbe und dann die Fraktionsführer empfangen, zuerst den Sozialdemokraten Hermann Müller-Franken, dann von Guerard vom Zentrum, Dr. Scholz von der Deutschen Volkspartei, den Grafen Westarp von den Deutschnationalen und Domkapitular Leicht von der Bayrischen Volkspartei. Vielleicht werden auch Vertreter der Wirtschaftspartei, der Christlich-Nationalen Bauern und des Bauernbundes morgen eine Besprechung mit dem Reichspräsidenten haben.

Die Betrauung des Abgeordneten Müller-Franken mit der Regierungsbildung am Dienstag kommender Woche gilt jetzt allgemein als feststehend. Müller will die unverbindlichen Besprechungen, die er bereits in diesen Tagen mit Parlamentariern anderer Parteien gehabt hat, inzwischen fortsetzen, um eine möglichst schnelle Regierungsbildung erreichen zu können.



Der neue Reichskanzler?

Hermann Müller-Franken, der Führer der Sozialdemokratischen Partei, dessen Ernennung zum Reichskanzler große Wahrscheinlichkeit besitzt.

Breitscheidt in Paris

Berlin. Wie die „Tägliche Rundschau" aus Paris meldet, erklärte Reichstagsabgeordneter Breitscheidt, der sich in den letzten Tagen in Paris aufhielt, einem Vertreter des „Oeuvre", er habe seine sozialistischen Freunde besucht, um sich über ihre Eindrücke aus den deutschen Wahlen zu unterrichten. Alle hätten den gewaltigen Fortschritt der republikanischen und der Friedensidee, wie er in den deutschen Wahlen zum Ausdruck kommt, anerkannt. Wenn die öffentliche Meinung Frankreichs dieser Tatsache Rechnung tragen wolle, würden gewisse, zwischen Frankreich und Deutschland schwebenden Fragen schneller und mit mehr Aussicht auf Erfolg geregelt werden können.

„Wir werden im neuen Reichskabinett fünf Portefeuilles fordern, darunter den Reichskanzlerposten; das Finanzministerium gehört zu denen, auf die wir einen Anspruch zu haben glauben," erklärte Breitscheidt wörtlich. Er gab zu, mit französischen Staatsmännern („Oeuvre" nennt Poincaree und Briand) verhandelt zu haben

dikalen Bauern offen als Ziel ihrer Politik den Sturz des gegenwärtigen Systems gestellt und sind darin sogar zu weiten Konzessionen an die Minderheiten bereit. Der deutsche Klub hat durch seinen Redner offen erklären lassen, daß er durch die Unterdrückung der deutschen Minderheit in Polen nicht in der Lage ist, das Budget zu bewilligen, und die ukrainischen Minderheiten waren noch deutlicher, indem sie offen erklärten, daß sie die polnische Republik nicht als ihren Staatsboden betrachten, sondern nach eigener Staatlichkeit hin arbeiten. Das Wort Loyalität ist auch gefallen, aber unter dem besonderen Eindruck, daß Loyalität die Gleichberechtigung vorsieht, nicht auf dem Papier durch die Verfassung garantiert, sondern in Wirklichkeit übergeleitet und von den Behörden praktiziert und toleriert. Eine Bilanz, auf die weder das Kabinett, noch die Träger des Regierungsblocks stolz sein können.

Ohne Zweifel hat der Kurs der Regierung, der vor und nach den Wahlen offen zu einer Diktatur hinlenkte, eine gewisse Wandlung erfahren, wenn wir auch noch von einwandfreier demokratischer Handhabung weit entfernt sind. Und es fehlt nicht an Stimmen, die verlauten lassen, daß man es gern sehen würde, wenn früher oder später die Sozialisten in die Regierung eintreten würden. Das insbesondere in dem Moment, wenn die Krankheit Pilsudskis über Erwarten lange anhalten sollte. Man ist also sowohl im Kabinett als auch im Regierungsblock viel bescheidener geworden, droht nicht mehr mit der Auflösung des Sejms, im Gegenteil, man versucht mit ihm auszukommen, kündigt eine neuzeitliche Demokratie, einen aufgeklärten Parlamentarismus an. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß sich die Sozialisten um ein solches Butterbrot kaum zur Regierungskrippe führen lassen werden und ihre Sprecher haben in der Debatte wiederholt unterstrichen, daß sie restlose Erfüllung demokratischer Prinzipien fordern, die Volksvertretung als Kontrollinstanz über der Regierung betrachten und als eine der dringendsten Fragen die Lösung des Minderheitenproblems in Polen erwarten. Daß die Regierung nur schwer solche Bahnen beschreiten will, ist verständlich. Aber es zeigt sich von Tag zu Tag, daß man selbst im Kabinett zur Ueberzeugung kommt, daß mit der Diktatur kein Spiel getrieben werden darf; man ist zu Konzessionen bereit. Freilich kann man diese Situation auch als Ohnmacht bezeichnen; denn die Repressalien der Behörden, die zeitweilig in nervöser Spannung ausrutschen, zeigen, daß man sich nicht so sicher im Sattel fühlt.

Trotz aller Zusammenstöße im Parlament, trotz aller Kritik an den Regierungshandlungen, wird das Budget bewilligt, der Zusammenstoß zwischen Regierung und Sejm wird in dieser Session überwunden. Erst wenn die Regierung im Herbst ihre Vorschläge zur Verfassungsänderung eingebracht hat, wird es sich zeigen, ob man den demokratischen Weg gehen will, ob man die Verfassung aufbauen will oder nach rückwärts zu revidieren bestrebt ist. Die schon jetzt erwartete Entscheidung wird nicht fallen, die Regierungskrise ist bis zum Herbst vertagt. Das ist das augenblickliche Bild, welches sich aus der Budgetdebatte ergibt. Aber unklar, ohnmächtig, die nächsten Ziele anzuzeigen, von Tag zu Tag schwankend, abwartend, weil der Mächtigste unter ihnen, Pilsudski, ans Krankenlager gefesselt ist. Solange er lebt, noch voller Hoffnungen, aber wenn das Schicksal es anders will, was dann? —ll.

Raubüberfall auf offener Straße in Warschau

Warschau. Am Donnerstag nachmittag wurde in dem nördlichen Vorort von Warschau, Powonzki, am hellen lichten Tage ein dreister Raubüberfall verübt. Als um die Mittagszeit zwei jüdische Gerber auf der Straße saßen, trat plötzlich eine Gruppe Leute an sie heran und versuchte sie auszurauben. Es kam zu einem Handgemenge. Schließlich suchten die Banditen das Weite, indem sie die Gerber mit Steinwürfen und Revolverschüssen in Schach hielten. Da sich der Vorfall in einer menschenleeren Straße abspielte, wurde der Ueberfall erst bemerkt, als die Banditen geflohen waren. Die Ueberfallenen, die durch die Steinwürfe und Revolverschüsse schwer verletzt wurden, mußten ins Krankenhaus gebracht werden.

Lebenszeichen von Nobile?

Die „Italia" zerschellt — Erste Funkverbindung mit den Ueberlebenden

Berlin. Es scheint nunmehr festzustehen, daß es dem Hilfsschiff „Citta di Milano" gelungen ist, mit der „Italia" in Funkverbindung zu treten. Um 23 Uhr mitteleuropäischer Zeit gab die „Citta di Milano" an die „Italia" folgenden Funkspruch:

„Haben Eure Mitteilung von 19 Uhr bis 19,23 Uhr Greenwicher Zeit verstanden und Eure Lage nachgeprüft. Wir sind weiterhin um Euch bemüht. Kommt alle 15 Minuten jeder vollen Stunde auf Welle 900 wieder. Stellt Eure Uhr. Haltet Euch tapfer. Es ist jetzt 22,07 Uhr (Greenwicher Zeit)".

*

Oslo. Wie verlautet, soll der in Altona in Nordamerika von einem Amateur aufgefangene Sos-Ruf Nobiles besagen, daß die „Italia" an einer Klippe zerschellt sei, daß die Besatzung am Leben, jedoch zum Teil verletzt sei. Außerdem soll der Funkspruch von Hunger und furchtbarer Kälte berichten. Man vermutet jetzt, daß das Luftschiff bei der Hudson-Bucht gescheitert ist, doch lassen die unklaren Lageangaben auch einen Punkt nördlich von Spitzbergen als Unfallstelle zu.

Auf der „Citta di Milano" ist man eifrig bemüht, die am gestrigen Nachmittag durch eine atmosphärische Störung abgebrochene Verbindung mit der „Italia" wieder aufzunehmen. Darüber, daß die Funksprüche von Nobile ausgehen, scheint kein Zweifel mehr zu herrschen.

Genosse Max Schippel †

Aus Dresden kommt die Meldung vom Tode Max Schippels, des hervorragenden Wirtschaftspolitikers, der zuletzt als Professor an der Technischen Hochschule in Dresden gewirkt hat.

Schippel hat ein Alter von 68 Jahren erreicht. In den letzten Jahren hat sich seine öffentliche Tätigkeit darauf beschränkt, sein außerordentliches Wissen auf dem Gebiet der Zoll- und Handelspolitik in regelmäßigen Aufsätzen in den „Sozialistischen Monatsheften" auszubreiten. Er ist stets ein Sozialist gewesen, ein besserer vielleicht als seine Angreifer, die ihn des Parteiverrats beschuldigten, weil seine wissenschaftliche Ueberzeugung ihn in immer schärferen Widerspruch zu der reinen Freihandels- und Konsumenten-Politik der Vorkriegssozialdemokratie brachte.

1890 war er in den Reichstag eingetreten. Chemnitz, dessen sozialdemokratisches Blatt unter seinem Einfluß eine besondere Bedeutung gewann, wählte ihn regelmäßig wieder, bis er sich 1905 entschloß, auf die parlamentarische Tätigkeit im Rahmen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu verzichten. So wie er innerhalb des Sozialismus seine Ueberzeugung verfocht, unbekümmert um alle Ketzerrichter, so hatte er vorher jede Konzession abgelehnt, die es ihm ermöglicht hätte, eine Professur an der Universität Berlin zu erlangen. Rodbertus, der große Nationalökonom, wollte seinem Lieblingsschüler die akademische Laufbahn eröffnen. Aber Schippel lehnte es ab, auf die Bekundung seiner sozialistischen Ueberzeugung zu verzichten. Erst nach der Revolution wurde ihm ein akademisches Lehramt zuteil.

Die Gemeinde der „Sozialistischen Monatshefte", in der auf so vielen Gebieten bahnbrechende Arbeit geleistet worden ist, verliert in ihm einen ihrer stärksten Mittelpunkte.

Die Kleine Entente und der Kriegsverzichtvertrag

Paris. Nach einer Londoner Meldung des „Echo de Paris" hat die Erklärung Benesch, die Tschechoslowakei würde ebenso wie die Regierungen in Warschau, Belgrad und Bukarest glücklich sein, einen Vertrag wie den von Kellogg vorgeschlagenen zu unterzeichnen, in London und Neuyork eine gewisse Ueberraschung hervorgerufen. Bei seinem Londoner Aufenthalt habe Benesch mit Chamberlain die Haltung der Kleinen Entente zu dem Kriegsverzichtpakt besprochen. Die englische Regierung sei gleich der französischen der Auffassung, daß die Teilnahme der Kleine Entente wünschenswert sei, da es sich darum handele, in Amerika die Untrennbarkeit der Locarnoverträge anerkennen zu lassen.

Mordanschlag auf den japanischen Premierminister

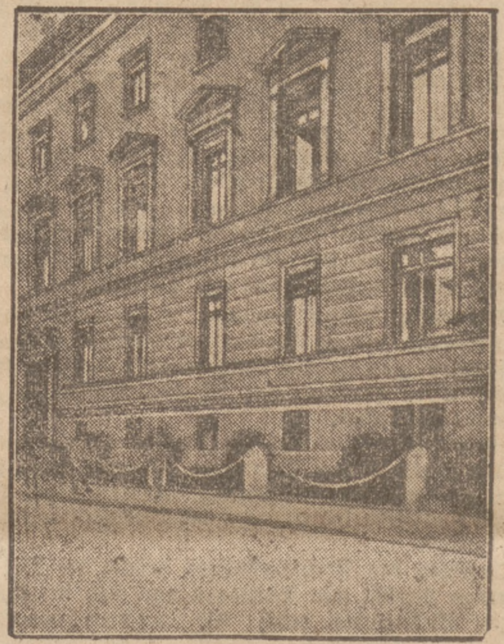
Tokio. Freitag morgen wurde in Uyena ein Mordanschlag auf den japanischen Premierminister Tanaka versucht, der glücklicherweise vereitelt werden konnte. Der Premierminister befand sich auf der Fahrt nach Utsunomiya, um dort an einer Parteikonferenz teilzunehmen, als auf der Eisenbahnstation Uyena plötzlich ein Mann in Arbeitskleidung auf ihn zusprang und versuchte, ihn mit einem Dolch niederzustechen. Durch das rechtzeitige Zugreifen von Polizeibeamten und der Leibwache des Premierministers wurde das Attentat verhindert und der Angreifer verhaftet. Der Abgeordnete Matsumura erhielt einen Dolchstich ins Bein und ein Geheimbeamter wurde leicht verletzt, als sie den Attentäter zu überwältigen suchten.

Primo de Rivera bleibt Diktator

Madrid. Primo de Rivera dementiert die Gerüchte über einen Regierungswechsel und weist darauf hin, daß die Diktatur bestehen bleiben müsse, um noch eine Reihe grundlegender Staatsgesetze zu schaffen. Der Diktator hat sich, wie berichtet wird, entlobt.

Sturmkatastrophe in Chile

Buenos Aires. Ueber Chile hat ein furchtbarer Wirbelsturm hinweggefegt, der überall beträchtlichen Schaden angerichtet hat. Besonders wurde die Gegend um Valparaiso heimgesucht. Ganze Häuser wurden abgedeckt und Bäume entwurzelt. Einige Menschenleben sind zu beklagen. Auf dem Meere wurden kleinere Schiffe vom Sturm erfaßt und auf die Klippen des Ufers geschleudert.



Steinbombardement gegen die italienische Botschaft in Berlin

Am Abend des 6. Juni warfen etwa 20 junge Burschen eine Reihe von Fenstern des Erdgeschosses der Berliner Italienischen Botschaft mit Plastersteinen ein. Man vermutet, daß es sich um eine Demonstration von Kommunisten gegen die Zuchthausurteile handelt, die kürzlich in Italien gegen kommunistische Führer ausgesprochen worden sind. — Im Bilde: Die Italienische Botschaft nach dem Ueberfall. Die zerbrochenen Scheiben sind nicht zu sehen, da die Fenster geöffnet wurden, um Aufsehen zu vermeiden.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

1)

Kapitel 1.

Ein Schuß in der Nacht.

Ein Schuß zerriß die Stille. Hauptmann Hurley Brown fuhr herum.

Es bedurfte nicht der Richtung des Schalls, um ihn an Reggie Weldrakes Zimmertür zu weisen. Er hatte den verstörten Jungen aufhalten wollen, der aber stürzte an ihm vorbei in seine Kammer, schlug die Tür hinter sich zu und schloß sie ab.

Hurley Brown hatte einen solchen Gesichtsausdruck schon einmal an einem Menschen gesehen. Auch jener Mann — ebenfalls ein junger, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Offizier, genau wie Reggie Weldrake — hatte diesen starren Ausdruck im Gesicht, als er von einer letzten Unterredung mit Emil Louba zurückkam. Auch bei jener Gelegenheit war ein Schuß gefolgt.

Voll Unruhe war Brown draußen stehengeblieben und hatte eine Zigarette nach der anderen gepafft, unschlüssig, ob er sein eigenes Quartier aufsuchen sollte, er hatte immer an das verzerrte Gesicht des anderen denken müssen. Als er noch mit sich zu Rate ging, ob er darauf bestehen solle, daß ihm der Junge die Tür öffne, peitschte der Schuß die Stille auf. Er flog die sechs niedrigen Stufen bis zur Tür hinauf.

Auf sein lautes Klopfen, auf sein Rufen bekam er keine Antwort; kaum daß er eine erwartete! Er stemmte die Schulter gegen die Tür und hatte diese beinahe schon eingedrückt, so daß sie nur noch am Schloß hing, als Mc Elvie, Weldrakes Bursche, und ein paar Offiziere und Diener herbeigerannt kamen. Ihren vereinten Kräften gab das Schloß so plötzlich nach, daß sie einige Schritte in das Zimmer hineintaumelten.

Es hatte wenig Wert, Reggie Weldrake aufzurichten. Ein oberflächlicher Blick genügte, um festzustellen, daß er tot war. Der Raum war noch ganz erfüllt von einem beißenden Geruch; seine erkalteten Finger hielten den Armeerevolver umspannt.

„Dieser verfluchte Louba!" stieß Brown zwischen den Zähnen hervor. Er unterbrach als erster das herrschende Schweigen, worauf die anderen ebenfalls in laute Verwünschungen ausbrachen.

„Wenn den jemand erschießen möchte, wär Malta bedeutend sauberer," erklärte McElvie grimmig. Kein Mensch war anderer Meinung. Ohne viel Herumreden war es einem jeden klar, daß Louba die Ursache dieser Tragödie war. Es war ja kein Einzelfall!

Hurley Brown haßte Louba. Er hatte zu oft mit ansehen müssen, wie Leute durch ihn und seinesgleichen ruiniert wurden. Darum hatte er den Entschluß gefaßt, ihn aus Malta hinauszutreiben und sich auch schon mit den Militärbehörden in Verbindung gesetzt und sie auf den schlimmen Einfluß aufmersam gemacht, den sein Unternehmen auf die auf der Insel stationierten Truppen ausübte.

Er hatte das Unheil kommen sehen, dem Reggie entgegenging. Er hatte versucht, sein Vertrauen zu gewinnen, ihn zu warnen, aber der Junge steckte schon zu tief darin, als daß er sich noch hätte freimachen können.

Als nichts mehr zu tun war, überließ man die stille Gestalt des Toten ihrer Einsamkeit; Brown trennte sich von den anderen und begab sich festen Schrittes hinüber, wo die grellen Lichter von Loubas Lokal brannten.

Als er das Kabarett, das nur eine prunkvolle Atrappe für den weiteren, wichtigeren Teil des Unternehmens bildete, betrat, gewahrte er, daß etwas Außergewöhnliches passiert sein mußte.

Die Musik hatte aufgehört zu spielen und die allgemeine Unterhaltung war wie abgestorben. Die Gläser auf den Tischen standen unberührt, alle Köpfe waren nach einer Richtung gewandt. So weit Hurley Brown es sehen konnte, schien eine Auseinandersetzung im Gange zu sein zwischen einem der Gäste und einer Darstellerin, einer Tänzerin oder Sängerin in kurzem Röckchen, die mit einem Fuß auf der niedrigen Bühne im Hintergrund des Saales stand.

Der Mann, mit dem sie sich zankte, war beleibt und zungenfertig, mit vollem, hochrotem Gesicht und von einer aufdringlichen Eleganz in der Kleidung.

Als Brown sich der Tür zu den Spielsälen näherte wurden die Vorhänge beiseite geschoben und Emil Louba trat herein. Ihm folgte ein Mann mit einem Wieselgesicht, der sofort wieder seinen Platz in dem mageren Orchester einnahm, das die Bühne flankierte.

„Gut, daß der Mann da dich geholt hat," schrie der Störenfried. „So spar ich mir die Mühe, dich zu suchen."

„Ah, da Costa! — mein Freund da Costa!" ließ sich Louba mit einer gleichsam katzenschnurrenden Sanftmut vernehmen.

„Hat sich was: dein Freund! dein Ruin werde ich sein," brüllte da Costa und kam auf ihn zu. Gegen den großen, breitschultrigen Louba erschien er klein; als der andere ihn von oben herab mit einem Lächeln unter dem ausladenden schwarzen Schnurrbart betrachtete, erzitterte da Costa in einem neuen Anfall von Wut. „Schon wieder hast du das gemacht! Wann wirst du das endlich unterlassen? Denkst du, ich laß mir von dir hineinpfuschen überall, wo ich mich aufhalte?"

„In der Liebe und im Geschäft ist alles fair, mein bester da Costa. Das weißt du sicherlich. Wir können Konkurrenten sein und doch die besten Freunde bleiben... Aber wir stören den Betrieb."

Er packte da Costas Arm in einem harten, schmerzhaften Zugriff, wobei er unentwegt lächelte, und versuchte, ihn außer Sicht und Hörweite der gaffenden Menge zu zerren.

„Ich will den Betrieb stören!" schrie da Costa wieder, indem er sich losriß. „Das Mädchen da hat einen Vertrag mit mir — ich zahle ihr an Gage dreimal soviel wie sie wert ist — ich habe sie ausgebildet — sie verdankt alles mir — mir — mir!"

„Gelogen!" zeterte nun das Mädchen dazwischen. „Es steht mir vollkommen frei hinzugehen, wo ich will, und..."

„Und die Dame zielt Malta dem erbärmlichen Tripolis vor," schaltete Louba ein. „So und nicht anders verhält es sich."

„Das ist nicht alles, bei weitem nicht alles, was du mir angetan hast!" explodierte da Costa. „Wenn ich eine gute Sache irgendwo eingefädelt habe, dann kommst du hin und machst mir Konkurrenz. Oder du holst mir meine besten Künstler weg, oder..."

„Oder beweise auf eine andere Art, daß ich der Tüchtigere von uns beiden bin", pflichtete ihm Louba bei. „Geschäft ist eines der feinsten Spiele, da Costa, wenn man es zu spielen versteht. Jetzt komm und störe nicht die Unterhaltung meiner Gäste."

Seine Finger vergruben sich in da Costas fetten Arm und zerrte ihn ein oder zwei Schritte nach der Richtung der vorhangverhängten Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Gegen die Vorrechte des Militärs

Wir berichteten bereits darüber, daß in Myslowitz eine Familie samt Möbeln aufs Pflaster gesetzt wurde, um einem Feldwebel Platz zu machen, der in diese Wohnung eingezogen ist. Das Militär hat eben bei uns Vorrechte und Privilegien, die dem gewöhnlichen Bürger abgesprochen werden. Vor den Bedürfnissen der Armee muß in Polen die Wohnungsfrage, die Schulfrage, die Arbeitslosenfrage, die Besoldung der Staatsbeamten, zurücktreten. Das ......är geht voran. In diesem Jahre zahlen wir 457 Millionen Zloty allein für die Verpflegung der Armee, davon nur 109 Millionen Zloty Offiziersgehälter und 105 Millionen für die Verpflegung der Soldaten. Für die Bekleidung und das Bettzeug zahlen wir 30 Millionen Zloty, für neue Waffen 12 Millionen, für Munition 35 Millionen, für Explosivstoffe 10 Millionen und für Antigaseinrichtungen 1 132 436 Zloty. Das Flugzeuggeschwader kostet uns 18 642 039, darunter das Uebungsmaterial 13 Millionen. Die Zahl der Generale und sonstigen Chargen steigt von Jahr zu Jahr. Bei der Landarmee haben wir 17 905 Offiziere, darunter einen Marschall, 7 Armeeinspektore, 28 Divisionsgenerale, 81 Brigadegenerale, 442 Obersten, 886 Oberstleutnants, 2331 Majore, 5663 Hauptleute, 7115 Oberleutnants, 11 135 Leutnants. An Unteroffizieren halten wir 36 790 und 201 863 Mannschaften. Neben der Landarmee haben wir auch eine „Kriegsflotte“. Bei der Kriegsmarine sind 286 Offiziere tätig, davon 2 Kontreadmirale, 10 Kommandeure, 23 Kommandeursleutnants, 40 Kommandeurs-Unterleutnants, 93 Kapitäne und 118 Leutnanats. An Unteroffizieren halten wir bei der Marine 681 Mann und gewöhnliche Matrosen 1229 Mann. Auf jeden Matrosen entfällt ein Offizier bezw. ein Unteroffizier, aber das macht nichts, wir können uns leisten.

Betriebsräte des Deutschen Metallarbeiterverbandes

Die Betriebsräte des Deutschen Metallarbeiterverbandes aus den Eisenhütten, die Abteilungen vertreten, wo noch 10 Stunedn gearbeitet wird, treffen sich alle am Sonntag, den 10. d. Mts., vormittags 10 Uhr, im Volkshaus Krol. Huta, ul. 3. Maja 6, zu einer wichtigen Besprechung.

Die Betriebsleitung des D. M. V.

Ein Verband ehemaliger Kriegsgefangener

Am Donnerstag, den 7. d. Mts., fand in Kattowitz im Saale der Reichshalle die Gründungsversammlung des „Verbandes ehem. Kriegsgefangener der Wojew. Schlesien“ statt. Die rege Beteiligung war ein Beweis für die Notwendigkeit einer derartigen Organisation.

Nach einem Referat bezüglich die Entschädigungs- und Rechtsfragen betr. ehem. Kriegsgefangene und einer sich hieran anschließenden Diskussion, in welcher wiederholt auf die erforderliche Gründung eines solchen Verbandes hingewiesen wurde, hat die Wahl des vorläufigen Vorstandes nachstehendes Ergebnis gezeitigt: **Paul Gerlaczek, Katowice, 1. Vorsitzender, Sotta Richard, Katowice, 2. Vorsitzender, Schriftführer Wozniekowski Heinrich, Laziska-Gorne, Schriftführer-Stellvertreter Kozieniewski Leopold, Katowice, Kassierer Filipczyk Wilhelm, Katowice.**

Der Verband verfolgt nur wirtschaftliche Interessen unter vollkommener Ausschaltung jeder Parteipolitik und hat sich insbesondere, die Regelung der Restguthaben chem. engl. Kriegsgefangener, sowie die Liquidierung anderer mit der Kriegsgefangenschaft verbundenen Schäden (Löhnung usw.) sämtlicher Kriegsgefangener zur Aufgabe gemacht.

In Anbetracht des vorstehend Beschriebenen und unter Berücksichtigung dessen, daß die Behörden mit Einzeleingaben überhäuft werden und demzufolge außer Stande sind, jedem Antragsteller persönlich zu antworten, bitten wir alle ehem. Kriegsgefangenen sich mit ihren Anliegen an diese Organisation zu wenden, um so eine generelle Bearbeitung, welche zweifellos mehr Aussicht auf Erfolg hat, zu ermöglichen.

Anmeldungen können schriftlich oder mündlich im Sekretariat, welches sich zur Zeit in Katowice, ul. Franzuska 8, pat., befindet (nur vormittags 8½ bis 1 Uhr mittags) vorgenommen werden.

Angestelltenversicherung und Erwerbslosigkeit

Der Gesetzentwurf über die neue Angestelltenversicherung weist in mancherlei Hinsicht Unstimmigkeiten auf, welche unbedingt einer grundsätzlichen Regelung bedürfen. Hierbei handelt es sich u. a. auch um die Präzisierung der gesetzlichen Bestimmung in bezug auf die Angestelltenversicherung im Falle der Erwerbslosigkeit. Wie nun in Erfahrung zu bringen war, begab sich der Leiter der Abteilung für Arbeitslosenangelegenheiten beim Zaklad Ubezpieczen nach Warschau, um alle diesbezüglichen schwebenden Fragen beim Arbeits- und Finanzministerium zu behandeln.

Und das soll Unrentabilität sein ...

Am Mittwoch, den 6. Juni, fand die Generalversammlung der Giesche-A.-G. in Kattowitz, im Verwaltungsgebäude der Gesellschaft statt. Aus dem Geschäftsbericht geht hervor, daß das für das vergangene Geschäftsjahr vorgesehene Investitionsprogramm in dem vorgesehenen Rahmen glatt durchgeführt wurde und im kommenden Jahr weiter fortgesetzt werden soll. Der Aufsichtsrat wurde einstimmig wiedergewählt. Die Bilanz schließt in Einnahmen und Ausgaben mit 379 294 839.06 Zloty ab. Der Reingewinn beträgt 32 995 005.33 Zloty. Die Verteilung des Gewinnes wurde wie folgt vorgenommen: Abschreibungen 10 672 100.00, Rückstellungen für Einkommensteuer 6 416 818.00, zur Verteilung kommen 15 906 076.00 Zloty. Es wurde beschlossen, eine Dividende von 12 Prozent auszuschütten.

Also 12 Prozent Dividende kann doch ausgeschüttet werden, trotz aller Klagen über Unrentabilität.

Der Warschauer amerikanische Gesandte in Kattowitz

Minister Stetson, amerikanischer Gesandter in Warschau, trifft Sonntags früh in Kattowitz ein und wird sich mehrere Tage in Kattowitz aufhalten.

Vor einer neuen Ausstellung in Kattowitz

Für den schlesischen Industriebezirk wurde ein Ausstellungs- und Wirtschaftspropagandaverein gegründet, der sich zum Ziel setzte, das ostoberschlesische Gebiet mit dem übrigen Polen wirtschaftlich inniger zu verbinden. Das soll durch Ausstellungen und Informationsartikel erzielt werden. Dem Verein gehören neben der Kaufmannschaft auch die schlesischen Gemeinden an, wie Kattowitz, Königshütte, Myslowitz, Nikolai, dann die Kreisausschüsse, die Handelskammer, die Handwerkerkammer, die deutsche und die polnische Kaufmannsvereinigungen usw. Die vorjährige Wirtschaftsausstellung in Kattowitz hatte den Ansporn zur Gründung des erwähnten Ausstellungsvereins gegeben. Sie war mangelhaft organisiert gewesen und obwohl der Besuch ein zufriedenstellender war, hat sie nicht jene Resultate gezeitigt, die vor ihr erwartet wurden. Nun soll es künftighin besser werden und schon die bereits für September geplante neue Ausstellung soll uns dafür den Beweis liefern.

Der neue Ausstellungsverein plant für den Herbst und zwar vom 16. September bis 30. Oktober auf dem Ausstellungsplatz Südpark in Kattowitz eine „Hauseinrichtungs-Ausstellung“ und die „Technik im Dienste der Hauswirtschaft“. Schon dieser Titel allein gibt wohl genügend darüber Auskunft, was ausgestellt werden soll. Zu erwarten ist es, daß auf der Ausstellung vorwiegend die Zimmer- und Küchenmöbel ausgestellt werden. Davon spricht selbst der Ausstellungsverein, der da meint, daß es geboten erscheint, dem Oberschlesier, der an die deutschen Möbel gewohnt ist, ihm polnische Möbel vorzudemonstrieren. Ein großer Unterschied zwischen deutschen und polnischen Möbeln ist, was Ausführung anbetrifft, kaum zu erblicken. Der Unterschied besteht wohl im Preis. Vor der Uebernahme Ostoberschlesien durch Polen, wurden wir durch Breslau mit Möbel versorgt. In Breslau selbst und dann in ganz Mittelschlesien, insbesondere aber in Ziegenhals, waren große Möbelfabriken, die lediglich Möbel für Oberschlesien produzierten. In Frage kamen mittelschwere und nicht teure Möbel. Für 200 bis 300 Mark erhielt man in Breslau vor dem Kriege ganz nette und komplette Küchen, Wohnzimmer und Schlafzimmereinrichtung, die gewöhnlich einem jungen Ehepaare für das ganze Leben gute Dienste leistete. Für dieses Geld bekommt man heute nicht einmal ein ordentliches Schlafzimmer. Polen hat keine solche Tischlereifabriken wie Deutschland und da wird uns die geplante Hauseinrichtungsausstellung in Kattowitz kaum einen Ersatz für die Möbel aus Deutschland vorführen können.

Wenn wir schon von Möbeln sprechen, so erscheint es uns zweckmäßig, auf einen Umstand hinzuweisen, der nicht ohne Bedeutung ist. Die vielen Möbel, mit welchen die durchschnittlichen Arbeiter- und Bürgerfamilien belastet sind, fängt bereits in Ländern wie Deutschland, England u. a. an, zum unnötigen Ballast zu werden. In den neuen Häusern fängt man bereits an, einen Teil der Möbel in die Wand einzubauen. In einem modernen neuen Hause sind Betten, Schränke und sonstige Kästen eingebaut, so daß das junge Ehepaar keine große Sorge um die Möbel zu haben braucht. Tisch und Stühle und paar Läufer werden gekauft und die Möbelfrage, die bei uns für die jungen Eheleute eine Plage bildet, die uns das halbe Leben verärgert, ist erledigt. Bei uns in Schlesien denkt vorläufig noch niemand an ein Haus mit eingebauten Möbeln und es werden solche Häuser überhaupt gar nicht gebaut. Da ist man in Gdingen beispielsweise schon weiter, weil dort eine Reihe von Häuser eingebaute Möbel haben. Hat der Ausstellungsverein, der eine moderne Hauseinrichtung auf der geplanten Herbstausstellung vordemonstrieren will, an diese neue praktische Einrichtung gedacht und wird sie auf der Ausstellung berücksichtigt? Wir glauben kaum, weil davon überhaupt nicht geredet wird, sondern von einer Vordemonstrierung polnischer Möbel in Kattowitz.

Von einer großen Bedeutung ist die „Technik im Dienste der Hauswirtschaft“. Selbstverständlich wird hier die Küche gemeint, und zwar jene Maschinen, die der Hausfrau ihre Arbeit erleichtern sollen. Darunter fällt selbstverständlich das Kochen, Waschen und Geschirrabspülen. Die Technik bemüht sich sehr, den Haushalt möglichst bequem zu gestalten, aber alles, was da auf diesem Gebiete erfunden wurde, kann als bloßer Anfang angesehen werden. Nun sind alle diese Hilfsmaschinen „Made in Germany“ oder englischen oder amerikanischen Hersprungs und wir können in Kattowitz nur ausländische Marken ausstellen, und nachdem wir weiterhin mit Deutschland den Wirtschaftskrieg tapfer führen, kommen deutsche Maschinen kaum in Frage. Allzuviel versprechen wir uns von der neuen Ausstellung nicht.

Für Auswanderungslustige

Der Präsident der Vereinigten Staaten hat einen Gesetzentwurf über erleichterte Einreisebestimmungen in die Vereinigten Staaten für gewisse Gruppen von Einwanderern in Kraft gesetzt. Darnach werden ab 1. Juli 1928 auch unverheiratete Kinder zwischen 18 und 21 Jahren von den in den Vereinigten Staaten ansässigen amerikanischen Bürgern, sowie die Ehegatten amerikanischer Bürgerinnen, fals sie vor dem 1. Juni geheiratet haben, zu den in die Quote zählenden Einwanderern gerechnet, und können daher jederzeit persönlich bei dem für ihren Wohnort zuständigen Konsulat zwecks Einreichung ihres Antrages auf Erteilung des Einwanderungs-Sichtvermerkes vorsprechen. Von besonderem Interesse ist auch, daß künftig Frauen und unverheiratete Kinder unter 21 Jahren von in den Vereinigten Staaten ansässigen dort ordnungsmäßig zugelassenen Einwanderern, selbst wenn sie das amerikanische Bürgerrecht noch nicht erworben haben, den amerikanischen Einwanderungs-Sichtvermerk bevorzugt erhalten.

Gegen die zwangsweise Durchführung von Häuserreparaturen

Seitens einer Delegation der Hausbesitzer ist dem Vizewojewoden Zurawski eine besondere Denkschrift bezüglich der zwangsweise durchzuführenden Häuserreparaturen, welche in letzter Zeit von den Baupolizeibehörden, sowie den Kommunen angeordnet werden, vorgelegt worden. Die Interpellanten gingen in dem Memorial zugleich auf ihre Wünsche und Forderungen in bezug auf die Aenderung des Mieterschutzgesetzes näher ein und legten dieserhalb weitere Unterlagen vor. Der Vizewojewode nahm die Berichte der Abordnung entgegen.

Ob die Wünsche der Hausbesitzer berücksichtigt werden, erscheint sehr fraglich, da man heute für ihre Notlage nur ein skeptisches Lächeln übrig hat. Was übrigens die Zwangsreparaturen anbelangt, so müßten die Behörden gegen die Herren Hausbesitzer noch viel krasser vorgehen.

Kattowitz und Umgebung

Staub, Staub und nochmals Staub.

Obwohl es bis zu den Pfingsttagen unaufhörlich regnete und Weg und Steg mit viel Schmutz überzog, haben doch einige Tage lachenden Sonnenscheins wieder den häßlichen Staub auf Straßen und Plätzen auffliegen lassen. Schutzlos ist der Passant dieser Staubplage ausgesetzt. Nur oftmaliges Besprengen der Straßen mit Wasser kann allerdings zeitweilig Linderung schaffen, deshalb sollte eine vorsorgliche Stadtverwaltung in einer Zeit hochgespanntesten Verkehrs auf die Bekämpfung der Staubplage größtes Augenmerk richten. Zu Großvaters Tagen oder gar noch vor zwanzig, dreißig Jahren hatte die Zeit noch etwas Lächelndes in ihrem Antlitz. Da kannte man auch noch jenes süße Nichtstun einer besinnlichen Stunde, die durch nichts getrübt war. Das ist anders geworden heute. Die Zeit hat ihr Antlitz verändert. Es ist verzerrt und zerquält, ruhelos und zerfaltet vom rasenden Tempo unserer Tage. Der Verkehr ist heute das Schicksal, und der Staub ist sein Symbol. Du liebe Zeit, wenn einstmals der erste Frühlingsstaub durch die Straßen wirbelte und die Menschen ein bißchen bepuderte, da lachte man höchstens und freute sich des Sonnenscheins. Heute aber ist Staub zu einer verdrießlichen Angelegenheit geworden, weil er wie eine Seuche durch das Land rast und ohne Benzingeruch überhaupt nicht mehr zu denken ist. Im kleinsten, verträumten Städtchen folgt Benzin uns heute bis in den Schlaf. Der Verkehr ist das Schicksal geworden und der Staub sein Symbol. Auch der Frühlingsstaub. Wir alle sind froh, wenn wir ihm auf ein paar Stunden entrinnen können im reinsten Glanz eines Junimorgens oder in mitternächtlicher Stunde einer blauen Nacht, wenn der Jasmin aus den Lauben duftet und die Stadt nicht mehr vergewaltigt ist vom Lärm der Straße.

Eine Stadtverwaltung muß dem Staub mit allen Mitteln zu Leibe gehen. Die Menschen sind ihr dankbar für jeden Sprengwagen, den sie durch die Straßen unserer Stadt schickt, um unsere Lungen reinzuhalten von der verstaubten Luft. Aber der Staub ist ein zäher Bursche, und im Bündnis mit der Sonne ist für ihn eine kalte Sprengwagendusche eine lächerliche Angelegenheit. In kürzester Zeit schon wieder ärgert er die Menschen, wo er nur kann und „streut ihnen Sand in die Augen“. Im Zeitalter des Verkehrs wird eben viel Staub aufgewirbelt, und es gibt Tage, wo hundert Sprengwagen für die staubschluckende Menschheit wie ein Tropfen auf den heißen Stein sind. Wenn uns nicht ein anständiger Frühlingsregen ab und zu Hilfe käme, könnten wir an der verstaubten Zeit verzweifeln, bis auf die Schuhputzer, die ohne Staub verhungern müßten und die — Hausfrauen, denn was sollten sie anfangen, wenn sie nicht mehr „Staub wischen“ könnten! Es hat eben doch alles seine zwei Seiten.

Weitere Arbeitszuweisungen an Erwerbslose. Beim Bezirks-Arbeitsnachweisamt für den Landkreis Kattowitz war in der Berichtswoche vom 31. Mai bis 6. Juni ein weiterer Abgang von 336 Erwerbslosen festzustellen. Dem weitens größtem Teil dieser Leute konnte eine, wenn auch nur vorübergehende Beschäftigung zugewiesen werden. Im Gegensatz hierzu betrug der Zugang infolge Entlassung von der Arbeitsstätte 196 Personen. Im Vergleich zur Vorwoche verringerte sich die Erwerbslosenziffer, im Landkreis, welche am Schluß der Woche 8319 Beschäftigungslose umfaßte, um 140 Personen. Als laufende Unterstützungsempfänger kamen 4866 Erwerbslose in Frage. An weitere 501 Beschäftigungslose wurde in dem gleichen Zeitraum eine einmalige Beihilfe in Beträgen von 15 bis 30 Zloty ausgezahlt.

Ein dreister Raubüberfall wurde gestern in Neudorf ausgeführt. Drei Mann drangen in die Wohnung des Zahnarztes Dr. Kurschny, der zur Zeit nicht anwesend war, ein und stürzten sich auf das ihnen entgegentretende Dienstmädchen. Dieses wurde geknebelt und gefesselt und dann begann die Durchsuchung der Wohnung nach Wertsachen und Geld. Etwa 1500 Zloty fielen den Banditen in die Hände. Allerdings konnten diese schon kurze Zeit nach dem Ueberfall dingfest gemacht werden und zwar sind es Georg Dudka, Karl Marne und Eduard Luseka; letzterer praktizierte vor einiger Zeit beim Dr. Kurschny. Die Beute konnte den so schnell Erwischten wieder abgenommen werden.

Schwerverbrecher auf der Anklagebank. Gegen eine Anzahl Angeklagter wurde vor dem Landgericht in Kattowitz am gestrigen Freitag verhandelt. Zu verantworten hatten sich die Täter, die im März in den Spätabendstunden im Ortsteil Domb auf den Geschäftsinhaber Thomas Slomina einen Raubüberfall verübten. Auf ein besonderes Zeichen des Räubers, der zuerst an die Ladentür pochte, drängten zwei weitere, maskierte Banditen in die Wohnung. Alle drei Täter waren mit Schußwaffen ausgerüstet und forderten von dem Kaufmann und den anwesenden Familienmitgliedern die Herausgabe von Geldbeträgen. Die Banditen drangsalierten die Ueberfallenen und durchsuchten die Räume genauestens, da ihnen bekannt war, daß der Kaufmann im Besitz einer größeren Geldsumme war. Nachdem ihnen ein Teil des Geldes in die Hände gefallen war, verlangten sie weitere Gelder, sahen sich jedoch durch das Dazwischentreten eines Fremden, der plötzlich erschien, veranlaßt, die Flucht zu ergreifen. Neben den eigentlichen Hauptschuldigen wurden kurze Zeit nach dem Ueberfall von der Polizei weitere Mitschuldige verhaftet, die den Räubern durch Zustellung der Masken und Schußwaffen Vorschub leisteten. Das Gericht verurteilte wegen Raubüberfalls Oskar N. und Emil G. zu je 3 Jahren und Josef S. zu 2½ Jahren Gefängnis. Außerdem wurden wegen Mitwissenschaft, Beihilfe und unbefugten Waffentragens bestraft: Robert M. und Erwin H. mit je 1 Jahr, ferner Leopold K. sowie Georg P. wegen unbefugtem Waffentragen mit 14 Tagen Gefängnis. Freigesprochen werden mußten Walter D. und Erich B.

Börsenkurse vom 9. 6. 1928
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 zł
		frei =	8.93 zł
Berlin	100 zł	=	46.838 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	213 50 zł
	1 Dollar	=	8.91 zł
	100 zł	=	46.838 Rmk.

Einbrüche und Diebstähle. In das Friseurgeschäft B. auf der ul. Marjacka wurde nächtlicherweise eingebrochen und verschiedene Toilettenartikel im Werte von 120 Zloty gestohlen. — Aus der Stallung der Marie Zur in Neudorf wurde ein Pferdegeschirr im Werte von 800 Zloty entwendet. — Auch in die Büroräume der Firma Freimann und Wolf wurde nächtlicherweise eingebrochen. Ein Barbetrag und verschiedene Stempel wurden entwendet. Die Spitzbuben versuchten dann an die Geldschränke heranzukommen, aber ihre Arbeit war erfolglos. — In allen Fällen sind die Spitzbuben unerkannt entkommen, dagegen waren diejenigen, die in das Tabakwarengeschäft Pakulla, auf der ul. Marjacka ihr Glück versuchen wollten, vom Pech verfolgt. Gerade als sie die Schaufensterscheibe eingeschlagen hatten, erschien Polizei und nahm sie fest.

Aus Wilhelmsthal. In einem Teil der Waldungen von Gieſches Erben bei Wilhelmsthal, hat dieser Tage eine Zigeunerbande von 80 Personen ihre Lager bezogen, welche die friedlichen Spaziergänger mit ihren Betteleien arg belästigen. In ihrem Bereich befinden sich außerdem auf über 25—30 Pferde, welche die grünen Waldanlagen zugrunde richten. und anbei durch die tollen Reitereien auf den Waldwegen die Spaziergänger arg gefährden. Der Raum des großen Lagerplatzes wird sich in diesem Jahr für Ausflügler als Ruheplatz nicht mehr eignen, da derselbe durch die Lagerfeuer usw. arg verwüstet und abgenützt ist. Das die Forstverwaltung und die Polizei gegen die Naturwüstlinge sofort nichts unternommen hat, ist sehr verwunderlich, da doch zu solchen Lagerplätzen genug von abgebranntem Waldgelände vorhanden ist, welches brach darniederliegt. Ein Ekel erregte es bei jedem Spaziergänger, wie die einzige Waldquelle am Spazierwege von Pferden und Zigeunern benutzt und versaut wurde. Mögen obige Zeilen genügen in Zukunft rechtzeitig Abhilfe zu schaffen.

Aus Janow. Nachdem die beiden Anleihen in Höhe von 500 000 Zloty für den Bau des neuen Rathauses in der Gemeinde Janow gesichert sind und der Bau infolge der Eingemeindung der Ortschaften Nickischschacht und Gieschewald jetzt unbedingt notwendig ist, entstehen dem Gemeindevorstand jetzt Schwierigkeiten mit der „Spolka Giesche" über das zur Verfügung stehende Baugelände. Durch diese Schwierigkeiten mußte von den Anfangsarbeiten vorläufig Abstand genommen werden, weil die Vorschläge auf dieses Baugelände von seiten der „Spolka Giesche" vom Gemeindevorstand als nicht für denkbar und den Verhältnissen der drei Ortschaften für praktisch angesehen werden. Zur Schlichtung dieses Zustandes hat der hiesige Gemeindevorstand den Landrat des Kreises Kattowitz angerufen und man hegt die Hoffnung, daß die Schwierigkeiten an Ort und Stelle erledigt werden sollen.

Königshütte und Umgebung

Wofür niemals Geld da ist...

Seitens der sozialdemokratischen Stadtverordneten wurde in der letzten Stadtverordnetensitzung ein Dringlichkeitsantrag eingebracht, nach welchem eine nachträgliche Pfingstbeihilfe für die Arbeitslosen gefordert worden ist. Obwohl die Versammlung für diesen Antrag sehr stark eintrat, stellte sich der Magistrat und vor allem Herr Spaltenstein, auf einen anderen Standpunkt. Diesen Standpunkt kennt man bereits zur Genüge, da es sich ja hier um Arbeitslose handelt. Der Magistrat war also wiederum der Ansicht, daß an eine solche Ausgabe, wie sie die Pfingstbeihilfe darstellt, nicht gedacht werden kann, weil die Finanzlage der Stadt das nicht vertrage. Der betreffende Antrag ging daher an den Magistrat zur Durchprüfung weiter und selbstverständlich hat dieser in seiner letzten Sitzung nach dem Wunsche des Herrn Spaltenstein verfahren, das heißt, die Arbeitslosen erhalten wirklich nichts, da eben kein Geld da ist.

Dieser Magistratsbeschluß hat selbstverständlich in Arbeiterkreisen den größten Unwillen erregt, aber nicht nur dort allein, ist man auch bereits in anderen Kreisen zu der Ueberzeugung gekommen, daß gerade in Arbeitslosenfragen der Magistrat eine Haltung zeigt, die keineswegs als korrekt bezeichnet werden kann. Man hat es tatsächlich noch nie erlebt, daß der Magistrat auch mit der bescheidensten Unterstützung für Arbeitslose einverstanden gewesen wäre, stets mußte die Finanzlage der Stadt herhalten. Allerdings, sie ist keine glänzende, aber auch keine schlechte, sonst müßte sich die Stadt solche Millionenprojekte, an denen sie jetzt dauernd laboriert, verkneifen müssen. Ebenso aber auch die enormen Ausgaben, die für Kirchenreparaturen ausgegeben werden, dann aber auch die vielen Subventionen für die verschiedensten Vereine und Institute. Würde der Magistrat gerade in letzteren Dingen nicht so freigebig sein, so könnte so manches für die Arbeitslosen getan werden. Doch viel Schuld daran tragen auch gewisse Kreise der Stadtverordneten, die was die erwähnten Subventionen anbetrifft, mit dem Magistrat förmlich wetteifern und sich gelegentlich, so aus Propagandagründen für die Arbeitslosen einsetzen, was wieder letztens der Fall war. Hier meinen wir speziell die deutsche Wahlgemeinschaft.

Eine ansteckende Halskrankheit ist seit kurzem in der Schule 10 ausgebrochen, von der eine größere Anzahl Kinder betroffen worden ist. Um dem weiteren Umsichgreifen entgegenzutreten, wurde seitens der Schulbehörde die Schule bis auf unabsehbare Zeit geschlossen.

Nichts Wohlriechendes. Königshütte bedarf einer Abladestelle für Kloaken. Diese darf natürlich nicht im südlichen Stadtteil gesucht werden, denn die sich bildenden Düfte könnten leicht das Riechorgan der besseren Bevölkerungsschichten verletzen, die bekanntlich zum überwiegenden Prozentsatz im genannten Viertel zu Hause ist. Also fand man einen entsprechenden Ort im nördlichen Teil der Stadt, wo die Bewohner schon seit jeher an solche und ähnliche Veilchengerüche gewohnt ist. Dorthin werden demnach die Exkremente der ganzen Stadt zusammengefahren, und wenn dann die schon jetzt kräftige Luft um einiges würziger wird, so möge das der Norden getrost hinnehmen in dem guten Wissen, daß im Süden solche Mailüftchen nicht wehen.

Keine städtische Leichenhalle. Vor geraumer Zeit schon hat die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion einen Antrag auf Errichtung einer städtischen Leichenhalle gestellt, der bis dato unberücksichtigt blieb und erst wieder behandelt wurde, nachdem er erneut von den Deutschen im Stadtparlament zur Erörterung gelangte. Der Magistrat beschäftigte sich mit dieser Frage in seiner letzten Sitzung, die allerdings an der pekuniären Seite scheiterte. Man verwies darauf, daß sich im südlichen wie im nördlichen Stadtteil je 2 derartige Einrichtungen befinden, und zwar im Knappschaftslazarett und im städtischen Krankenhaus, sowie im Hedwigsstift und im Altersheim. Diese stehen sämtlichen Bürgern im Gebrauchsfalle zur Verfügung, sofern ihre häuslichen Räume eine Aufbahrung nicht gestatten, und zu soliden Gebühren. Letztere fallen ganz weg, wenn die Zahlungsunfähigkeit durch ein Armutszeugnis nachgewiesen werden kann.

Die Straße ist kein Kinderspielplatz. Es kann nicht genügend betont werden, daß den Kindern nach Möglichkeit der Aufenthalt auf der Straße verboten werden soll. Diese Mahnung findet in der Regel erst Gehör, wenn es zu spät ist. Wir leben in einer Zeit, wo der Verkehr an Umfang rapide zunimmt und womit die Kleinsten unserer Kleinen vertraut gemacht werden müssen. Hier wäre eigentlich Aufgabe der Stadt, mehr noch wie bis dahin für Kindertummelplätze zu sorgen, die abseits der großen Verkehrsstraßen liegen. **Solange dies aber fehlt, erwächst** den Eltern die Pflicht, auf ihre Sprößlinge zu achten und Szenen zu vermeiden, die einem mitunter das Blut in den Gliedern erstarren läßt.

Neues Geschäftsgebäude. Die Möbelhandelsfirma Slotosch aus Königshütte läßt auf der ul. Gimnazjalna (Tempelstraße) neben dem Beamtenwohnhaus der Königshütter Versicherungsanstalt ein zweistöckiges Möbelhaus erbauen. Durch diesen Bau wird ein nicht gerade schön wirkender leerer Raum ausgefüllt.

Erstes deutsches Arbeitersängerbundesfest in Hannover

Teilnahme der polnisch-oberschlesischen Arbeitersänger

Vom 16.—18. Juni hält der der Internationale der Arbeitersänger angeschlossene Deutsche Arbeitersängerbund in Hannover seine erste große Heerschau ab, an welcher außer verschiedenen Chören aus dem Ausland gegen 50 000 deutsche Arbeitersänger und -sängerinnen teilnehmen werden. Außer den Massenchören im Stadion finden in diesen 3 Tagen eine fast unübersehbare Anzahl von Konzerten statt, die von dem Streben und der bereits erreichten Höhe des Bundes ein weithin hörbares — verschiedene Konzerte werden durch Radio übertragen — Zeugnis ablegen werden. Es wirken drei große Orchester mit, darunter das Berliner Philharmonische Orchester sowie das Blüthner-Orchester, sowie erstklassige Solisten, wie Lotte Leonard, Rose Walter, Albert Fischer, Kohmann, Zohsel u. a. Neben Standardwerken der Chorliteratur, wie Haydns „Jahreszeiten", Beethovens „Missa solemnis", Berlioz' „Fausts Verdammnis" werden auch einige Werke zur Uraufführung gebracht, wie Chöre von Lendvai, der der Deutschen Arbeitersängerbewegung verbunden ist, wie das monumentale Kampfwerk von Wilhelm Knöchel, „Eiserne Welt".

Die hiesige Arbeitersängerschaft gedenkt sich unter Leitung ihres Gaudirigenten F. Birkner mit einem gemischten Chor von etwa 60 Personen an dem Sängerfest zu beteiligen. Sie ist außerdem eingeladen worden, unterwegs in Breslau am Mittwoch, 13. Juni, 8 Uhr, im Gewerkschaftshaus ein Konzert zu veranstalten. Ferner wird der Chor am Freitag, 15. Juni von 5—6½ Uhr, im Berliner Sender singen und abends 8 Uhr, im Volkspark, Tempelhofer Feld. In Hannover selbst gibt er zusammen mit den Arbeitersängern aus Budapest ein Saalkonzert.

Die Sonderbeilage der „Deutschen Arbeitersängerzeitung" schreibt zu dem Bundesfest unter dem Titel:

Wir und die Andern.

Reichstreffen und zentrale Zusammenkünfte großer Organisationen sind so recht geeignet, die Bindungen der einzelnen Glieder untereinander und die Zusammenarbeit mit der Führerschaft zu stärken und zu festigen. Ihre Zweckbestimmung ist ferner, den umfassenden Zielgedanken und der Idee der Organisationsarbeit in weitesten Kreisen der Mitglieder, aber auch in der Oeffentlichkeit die notwendige Resonanz, die erforderliche Tiefenwirkung zu verschaffen.

Von diesem Bewußtsein geleitet, hat in der Nachkriegszeit eine ganze Reihe proletarischer Interessengemeinschaften es verstanden, von Zeit zu Zeit große Teile ihrer Mitglieder zu imposanten zentralen Zusammenkünften zu vereinigen. Es sei auf das große Reichstreffen unserer Freunde vom Arbeiter-Turn- und Sportbund im Jahre 1922 in Leipzig hingewiesen, das 120 000 Turner und Sportler vereinigte, das aber durch die Internationale Arbeiter-Olympiade in Frankfurt a. M. mit 160 000 Teilnehmern noch übertroffen wurde. Reichsbanner- und Rotfrontkämpfertage in Berlin sahen 150 000 und 100 000 Kameraden versammelt. Selbst die Sozialistische Arbeiterjugend konnte vor einigen Jahren zum Jugendtag in Hamburg rund 35 000 Jungproletarier mustern. Es ist bekannt, daß alle diese zentralen Zusammenkünfte den in Frage kommenden Verbänden kräftige Impulsive vermittelten und der Förderung und Stärkung ihrer Belange äußerst dienlich waren.

Nunmehr ist die deutsche Arbeitersängerschaft an die Reihe. zur Propagierung ihrer Ziele und Bestrebungen in größter Form zu schreiten und zusammenfassend Proben ihrer musikkulturellen Arbeit vor der Arbeiterschaft und der gesamten Oeffentlichkeit herauszustellen. Das soll vom 16. bis 18. Juni d. Js. in Hannover geschehen. Den getroffenen Vorbereitungen sowohl auf organisatorischem als auch auf künstlerischem Gebiete nach zu urteilen, verspricht das Fest ein einzigartiges Erlebnis zu werden. Wer möchte da nicht Zeuge des imposanten, bisher noch nie dagewesenen Kulturgeschehens in Hannover sein! Die gesamte Kulturwelt wird in den Junitagen 1928 auf den D. A. S. und die Erprobung seines musikalischen Kräftespiels blicken! Bundesmitglieder, bedenkt das und reiht euch ein in die Masse der Zehntausende der Festteilnehmer! Wir rechnen auf euch! Verhelft unserer Sache zum Siege! Treue um Treue!

Siemianowitz

„Freie Sänger". Der Hannoverchor hält am Sonntag, den 10. d. Mts., nachmittags 4 Uhr, im Generlichschen Saale eine Chorprobe ab, bei welcher die hiesigen Sänger ebenfalls mitüben können. Anschließend daran findet um 5½ Uhr die Generalprobe statt, zu welcher die Angehörigen der Mitglieder sowie Mitglieder der freien Bewegung als auch Freunde unserer Sängerbewegung Zutritt haben. Ausweise hierzu am Sonnabend, den 9. d. Mts., von 5 bis 7 Uhr im Metallarbeiterbüro Teichstraße 10 und am Sonntag um 5½ Uhr am Eingang des Saales.

Myslowitz

Abrahamsfest. Unser langjähriger Parteigenosse Maximilian Sarnes begeht heute, den 9. Juni, sein Abrahamsfest. Dem Jubilar unsere besten Glückwünsche!

Beschlüsse des Magistrats. In Verbindung des genehmigten Ortsstatuts über die Rechtsverhältnisse der städtischen Beamten sind die neu ausgearbeiteten Vorschriften für die Prüfung der anzustellenden Magistratsbeamten gebilligt worden. Die mit den Sejm- und Senatswahlen verbundenen Ausgaben sind zur Kenntnis genommen. Das Werk „Magasin des Nations", das die Geschichte der Republik Polen behandelt, wurde für die Magistratsbibliothek angeschafft. Die Geschäftsordnung der Stadtverordnetenversammlung wurde vom Magistrat bestätigt. Der Abbau der auf dem vom Finanzamt angekauften Terrain belegenen baufälligen Baulichkeiten wurde der Firma Piontek und die Reparaturen an dem an der alten Kirchstraße gelegenen Wohnhause der Firma Gawlinski übertragen. Die Brückengeldhebestelle Myslowitz-Radocha ist für die Dauer eines Jahres an Joachim Janecki vergeben worden. Außerdem sind verschiedene Steuersowie mit dem städtischen Schlachthof und dem Elektrizitätswerk verbundene Angelegenheiten behandelt worden.

Pleß und Umgebung

Selbstmord. In einem Tümpel bei Alt-Kobylania wurde die Leiche des Dominialarbeiters Joh. Propka gefunden. Der Tod trat infolge Ertrinkens ein. Ob hier ein Selbstmord vorliegt oder ein Verbrechen, ist noch nicht geklärt.

Ober-Lazisk. (Von der D. S. A. P.). In einer gutbesuchten Mitgliederversammlung referierten die Genossen Lukas-Bielitz und Sejmabgeordneter Kowoll über die politische Lage und die Aufgabe der Arbeiterklasse. Redner streiften die Vorgänge bei den Wahlen und verwiesen darauf, daß es nutzlos sei zu warten bis der Arbeiterklasse irgend ein Gnadengeschenk zuteil werde. Die Arbeiterbewegung ist durch ständige Kämpfe groß geworden, und daß es vorwärts geht, das haben die verschiedensten Wahlen bewiesen. Allerdings können Erfolge nur verzeichnet werden, wenn auch die Arbeiterschaft geschlossen dastehe und eine entsprechende Presse zur Verfügung habe. In der Diskussion wurden die Ausführungen der Referenten gutgeheißen, man versprach für die Verbreitung des „Volkswille" Sorge zu tragen. Nachdem noch die Wahl eines Kassierers vorgezogen wurde, andere Punkte nicht mehr an der Tagesordnung standen, wurde die Versammlung mit einem Hoch auf den weiteren Fortschritt der Bewegung geschlossen.

Deutsch-Oberschlesien

Von der oberschlesischen Knappschaft.

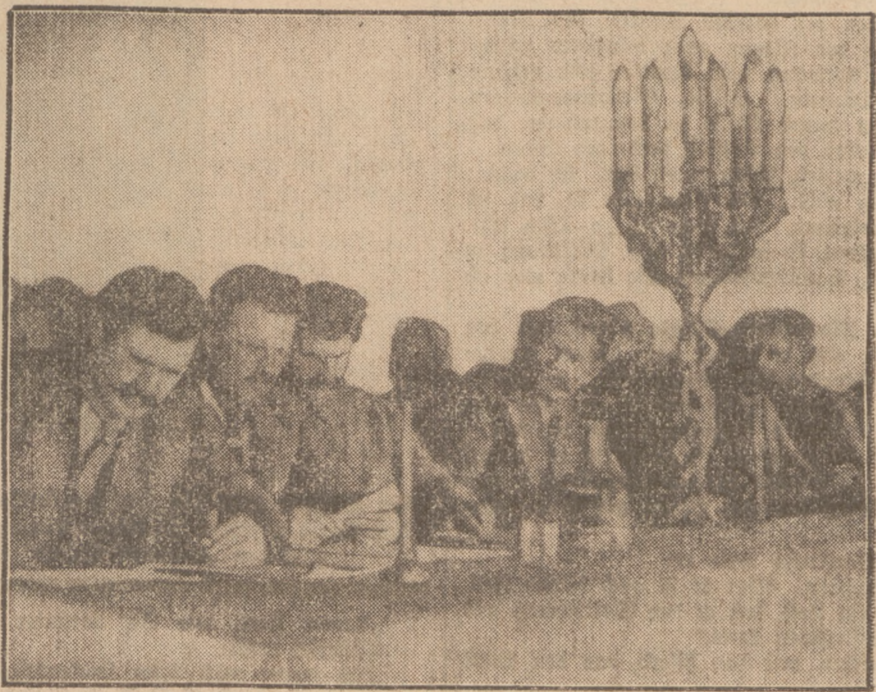
Die oberschlesische Knappschaft hat am Mittwoch mit den Aerzten die Verträge für die Betreuung der Knappschaftsmitglieder ab 1. Juli abgeschlossen. Danach hat der Leipziger Aerzteverband nicht erreicht, sämtliche Aerzte Oberschlesiens gegen die Knappschaft zu stellen. Ein Angebot der Aerzteschaft auf Verhandlungen wurde von der Knappschaft abgelehnt, den früheren Bezirksärzten aber anheimgestellt, sich um freie Stellen bei der Knappschaft neu zu bewerben. Die Knappschaft hat weiterhin den Plan, Ambulatorien in den einzelnen Gemeinden einzurichten, wenn nicht eine ausreichende Anzahl von Aerzten der Knappschaft zur Verfügung stehen sollten. Die Ambulatorien sollen dann mit Aerzten besetzt werden, die von der Knappschaft gegen festes Gehalt auf Lebenszeit angestellt werden. Damit hat der Konflikt zwischen der Aerzteschaft der oberschlesischen Knappschaft Formen angenommen, wie sie wohl selten festzustellen sind. Wie von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, stehen die Berliner Stellen der Schaffung von Ambulatorien fördernd gegenüber.

Hindenburg. (Der Herr Ingenieur.) Gegen den Bauingenieur Josef David schwebte in Hindenburg ein Entmündigungsverfahren wegen Verschwendung und Trunksucht. In dieser Sache wurde seine spätere Haushälterin vernommen. Diese sagte in dem Verfahren unter ihrem Eid aus, daß sie den Angeklagten in dem Ausschank, in dem sie bedienstet war, nur etwa zweimal gesehen und nie Ausflüge mit ihm unternommen habe. Später stellte sich aber heraus, daß David sie zu diesen falschen zeugeneidlichen Aussagen bestimmt hatte, weshalb gegen beide ein Meineidsverfahren eingeleitet wurde. Die Angeklagte, die unter einem gewissen Einfluß dieses gewalttätigen und zügellosen Menschen gestanden hatte, wurde zu 6 Monaten Gefängnis, David aber zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, weil das Gericht von der Ueberzeugung ausging, daß der Angeklagte in seiner freien Willensbestimmung nicht beeinflußt gewesen sei. — In der gegen dieses Urteil eingereichten Revision machte der Angeklagte geltend, daß er vom Vorsitzenden des Schwurgerichts Gleiwitz dauernd unterbrochen und dadurch in seiner Verteidigung beschränkt worden sei. Diese Verfahrensrüge konnte aber widerlegt werden, und weil ferner irgend ein Rechtsirrtum nicht zu finden sei, verwarf der zweite Strafsenat des Reichsgerichts die Revision kostenpflichtig.



„Herr Gott — die Bremse zieht nicht!"
„Aber, Karlchen, du faßt ja mein Bein."

Unterhaltungsbeilage des Volkswille



Maxim Gorkis Empfang in Rußland

Maxim Gorki, der nach siebenjähriger Abwesenheit nach Rußland zurückgekehrt ist, wurde in Moskau als „größter Dichter des Proletariats“ auf das ehrenvollste gefeiert. Unser Bild zeigt Gorki (links neben dem Kandelaber) bei der von dem Moskauer Stadtsowjet in der Großen Oper veranstalteten Festsitzung. Links die Vorsitzenden des Moskauer Sowjets.

Der Hauptaktionär des Lohntages

Da steht er in seiner weitgeöffneten Türe und lacht breit und gemütlich zu euch herüber. Lohntag — König für eine Stunde! Wer ist in dieser Stunde nicht ein großer Mann? Die ganze Welt hat ein anderes Gesicht aufgesetzt. Man ist selbst ein anderer, ein ganz anderer als gestern, als sechs Tage hindurch. Einer, der Geld in der Tasche hat! Einer, in dessen Belieben es steht, Geld auszugeben. Und man ist nicht allein solch ein großer Mann. Alle, alle, die aus der „Bude“ strömen, gehen heute großartig an dem hohen Herrn Portier vorbei und fühlen sich ihm überlegen. Er steht zwar wie immer wie ein zweiter Napoleon in strenger Pose mit Feldherrnblick vor seinem Häuschen, aus dem er Tag für Tag ein paar Minuten vor Betriebsschluß tritt. Nicht um die Welt würde er sichs entgehen lassen, diesen Augenblick auszukosten, gemach, herrlich, selbstbewußt dazustehen, ausgeruht! Ein Stück Werkleitung und die müden gebeugten Rücken an sich vorüberwandern zu sehen. Kritisch zu beobachten, wie ein jeder seine Marke anhängt — er, der Herr Portier, der große Mann. Jeder Fabrikportier ist es. Aber heute sieht es keiner, keiner nimmt Aergernis an ihm. Keinem juckts in den Fingern. Für alle hat heute das Leben ein freundliches Gesicht.

Man guckt den Nachbar von der Seite an. Gestern ist man aneinandergefahren und hat aufeinander eingebrüllt, daß die Bude gewackelt hat. Weil — weil — Herrgott, wegen solch einer Nichtigkeit! Er war genau so verbissen, so wütend wie man selbst.

Bramsiges Ekel du, denkt man und wirft ihm einen scheuen Blick zu. Schau einer an! Heute ist er gar nicht krakeellustig, gar nicht erbittert? Bereuend, versöhnungsbereit wie der eigene Blick ist der des gestrigen Gegners. Zu dumm, zu dumm! Da haben sich zwei gute Kollegen nun verfeindet, nein, nicht die Kollegen, der leere Geldbeutel hat sich gestritten. Dem einen hats den ganzen Tag in den Ohren geklungen, daß Mutter endlos geklagt hat, sie könnte nicht auskommen, der andere hat Stunde um Stunde im Takt der Hammerschläge Zahlen schwirren hören. Der Sohn ist arbeitslos geworden, die Tochter krank. Himmel noch einmal. Einmal würden sie wieder verdienen. Irgendwie würde sich ja Mutter wieder durchfinden. Sie hats doch immer fertiggebracht.

Ja, was ist da zu machen? Dumm, sehr dumm das Ganze. Jeder möchte gern wieder gut sein, jeder dem andern was Freundliches erweisen. Drüben lacht das breite Vollmondsgesicht des Wirtes. Und da sagt schon der eine: „Komm, wir wollen einen trinken.“ Das ist ein Wort zur rechten Zeit. Am rechten Ort. Denn jeder wohnt an einem anderen Stadtende und viel zu weit auseinander, um sich noch einmal zu treffen. Und wenn man erst sein spätes Mittagessen in sich hat, meldet sich auch die Müdigkeit und man will seine Ruhe haben. So — jetzt gehts gleich in einem hin. Nur ein Glas — nur zur Versöhnung. Und — drin sind sie! Der andere kann sich doch nicht lumpen lassen! Er muß sich doch revanchieren. Anders wäre es gegen seine Ehre. Und neben den beiden stehen die andern. Alle gut gelaunt, alle große Männer, alle mit dem brüderlichen Bedürfnis, ein paar Minuten noch als gute Kollegen beisammenzubleiben und ein Glas miteinander zu trinken.

Alle wollen dem und dem noch was Gutes antun, alle spendieren, geben eine Runde. Da ist keiner, der sich lumpen lassen will. Und auf einmal ist aus dem einen Glas, das man im Stehen trinken wollte, ein gutbesetzter Tisch geworden, an dem sie alle sitzen und den Aerger der ganzen Woche hinunterspülen.

Es ist so verständlich, so begreiflich und naheliegend! Und eben darum um so verhängnisvoller. Zum Bier kommt ein Schnaps oder die neue Erfindung, ein Koks. Ein mit Rum getränktes Stückchen Zucker. Dann wird ausgetrudelt oder -gezogen — manche gehen nun, andere bleiben sitzen. Immer rosiger wird die Welt, immer mehr fühlt man sich als verteufelter Kerl und bums — einer bleibt mit der ganzen Partie hängen und hat sich so restlos amüsiert, daß er sich die zwanzig Pfennig zum Heimfahren borgen muß. Dafür hat er nun die ganze Woche durch schwer gearbeitet. Dafür ist er um fünf Uhr aufgestanden. Dafür hat er den Tag nur durch die Scheiben der Werkstatt schimmern sehen und ist erst im Dunkeln müde und abgeplagt heimgekommen. Und das gute, dicke Vollmondsgesicht an der Theke lacht. Ein so umgänglicher Mann, der Wirt. Ein feiner Kerl, der nicht mit der Wimper zuckt, wenn man ankreiden läßt. Sie sind ihm ja so sicher. Keine Schulden bezahlen sie so bestimmt, so rasch wie die Wirtshausschulden. Und wenn sie bezahlt sind, muß man doch dem Mann auch was verdienen lassen.

Nirgends gibt es so viele Wirtshäuser, als dicht um die großen Betriebe herum. Und alle gedeihen, alle sind bumsvoll und ihre Besitzer sind wohlgenährt und gut gelaunt, wie es sich für richtige Aktionäre wohl so gehören wird. Sie haben todsichere Aktien. Woche um Woche schneiden sie ihren Kupon ab. Ach Gott, nicht einmal das! Woche um Woche bringt ihnen der ganze Betrieb in gestrecktem Galopp ihren Anteil.

Sucht die gute Laune eine Gelegenheit, muß der große Mann sich zeigen. Ach, es ist so menschlich, so fürchterlich verlockend, so verderblich. Niemand mißgönnt einem Mann, der acht Stunden gearbeitet hat, sein Glas Bier, seinen Koks. Niemand wird darum moralisieren. Jeder wie ers meint. Wenn einer findet, daß der Herr Rittergutsbesitzer, der sorgengeplagte Agrarier, doch für seine Gerste Absatz finden muß, wenn er meint, daß die Brauerei im nächsten Jahr doch durchaus ihren Aktionären noch höhere Dividenden auswerfen muß, weil sie sonst am Ende verhungern könnten, wenn er glaubt, der Wirt müsse doch auch leben und sich brüderlich besorgt verpflichtet fühlt, dies Leben von seinem sauer verdienten Lohn zu sichern, laßt ihn. Man soll niemand in seiner Ueberzeugung stören.

Geht an fünf Arbeitstagen auf euren Sprung hinüber, aber geht nicht am Lohntag. An den andern Tagen wirds nicht zu schlimm werden. Da seid ihr ja keine großen Leute.

Und — trinkt jeder nur aus der eigenen Tasche. Spendiertes Bier ist ausgelegtes Geld. Spendierter Schnaps will und muß wieder spendieren. Und wenn so zehn, fünfzehn Mann gemütlich, entspannt bei einander sitzen und einander freihalten, dann weiß am Ende jeder, was er intus hat und — was er bezahlen muß.

Auf seine eigene Kappe hätte wohl keiner von ihnen zehn bis fünfzehn Glas getrunken, bestimmt nicht. Aber über die hübsche Ausrede vor sich selbst vom Spendieren und Revanchieren weg trudelt jeder so sanft und sicher in seinen Lohntagsschwips hinein, wie zweimal zwei vier ist. Keiner rechnet nach, daß es nun eigentlich genau so herauskommt, als habe er sich allein fünfzehn Glas bestellt. Soviel Männer, soviel Runden und an jedem bleibt eine hängen. Jeder hat eine zu berappen.

Wen es interessiert, der setze sich an einem Lohntag einmal seitab und notiere sich, was so Kollege um Kollege zu bezahlen hat. Wieviel schwere Arbeit geleistet worden ist, um den Aktionär mit dem Biedermannsgesicht und der blauen Schürze zu seinem Geld kommen zu lassen. Um dem Herrn Brauereidirektor vor seinen Aktionären als fixen Geschäftsmann zu erweisen. Um dem Herrn Rittergutsbesitzer die Sorgen zu erleichtern. Um dem Herrn Hopfenhändler ein feines Leben zu ermöglichen.

Und der gute, dumme Kerl, der es bezahlt, steht am Wege, schluckt den Staub ihres Autos und macht einen langen Hals und sehnsüchtige Augen, wenn sie so an ihm vorbeirasen und sich in den weichen Polstern mit hochmütigen Gesichtern dehnen.

Wenn man es euch doch ins Gehirn hämmern könnte!

Trinkt nicht am Lohntag, ihr habt die ganze übrige Woche dazu. Fünf Tage! Geht nicht in die Kneipen, so lange die volle Lohntüte in der Tasche brennt. Trinkt für euer eigenes Geld.

Es ist nicht unkollegial, es ist nur verständig. Geht an diesem einen Wochentag nach Hause, ohne miteinander eingekehrt zu sein! Mag euch der Wirt noch so bequem, noch so verlockend machen. Mögen die vollen Schüsseln mit Buletten, mit Eisbein, mit Wurst und Bauchspeck noch so herüberlachen. Sie warten auf euch! Vielleicht schon tagelang. Ein bißchen verräuchert schmeckt n sie wohl. Aber das merkt ihr nicht. Denn ihr trinkt Scharfes, ehe ihr eßt. Ein paar Tage lang hat die ganze Kneipe darüber hin geraucht und gehustet. Euch störts nicht. Würdet ihr das daheim anrühren? Wenn sich in jedem Betrieb ein verständiger Mensch opfern würde — denn es würde ihm keinen schlechten Groll eintragen — und am Lohntag eure Ausgaben notieren!

Euch, wenn ihr am andern Tag voll Reue und Aerger, verkatert und mit wüstem Kopf wieder zur Arbeit trottet, wieder Stunde um Stunde in die Ewigkeit verrinnen lassen müßt, ohne in ihr eine helle Minute genossen zu haben, euch die Prozente vorrechnen würde, die eure Aktionäre eingenommen haben. Ich kann mir vorstellen, daß sich der Mann, der das tun würde, sehr unbeliebt machen würde. Aber vielleicht würde es doch dem einen oder andern den Rücken steifen und er würde am nächsten Lohntag als großer Mann stolz an dem dicken Vollmond vorbeispazieren.

Ihr seid doch Proletarier — eure Frauen arbeiten mit! Was würdet ihr sagen, wenn sie von ihrem Lohn so viel hinauswerfen wollten, vernaschen, verleckern, Tand kaufen, wie ihr dem Wirt gebt? Ich möchte da nicht Mäuschen sein, wenn ihr aufbegehrt.

Ihr pocht so sehr auf euer Selbstbestimmungsrecht, habt euch jedes Schrittchen dazu so schwer, so unsagbar hart erkämpft. Nützt es auch gegen den Mann an der Theke. Gebt ihm mal den schweren Hammer in die weichen Hände, die den Hahn so fix umdrehen können. Laßt ihn mal den Rücken beugen, Stunde um Stunde. Verlangt, daß er am Schraubstock, an der Feilbank seinen Mann steht! Er wird sich beherrschen! Er ist viel zu verwöhnt, das zu können. Er hats doch so viel besser. Und ihr bezahlt das. Bleibt Herren eurer selbst am Lohntag.

Gespräch zweier Welten

Von Friedrich Raff.

Es läutete zur ersten Mahlzeit an Bord des komfortabelsten Ozeanriesen auf der Fahrt nach den Staaten. Der Kapitän hatte geglaubt, dem Trustfürsten Dittmar und dem Schauspieler „Paule“, wie ihn der Ruhm nannte, eine freudige Ehre zu erweisen, wenn er beide Auge in Auge an der Tafel placierte.

Dittmar hatte es so spät erfahren, daß er keine Aenderung mehr wünschen konnte, ohne einen Skandal hervorzurufen. Es war ihm denkbar unangenehm. Er hatte über Paule natürlich schon Tränen gelacht und beinahe auch geweint, obwohl Rührung nicht zu seinen stärksten Seiten zählte. Er wußte auch, daß Paule pro Abend etwa fünftausend Mark erhielt, aber immerhin pro Abend und für ein persönliches Auftreten, ohne die Möglichkeit, einen Vertreter zu schicken. Zwar: dieser Paule sollte Autos, Rennpferde, Weiber halten. Trotzdem: er, Dittmar, würde sich mit einem Menschen unterhalten müssen, den er sich für vierzig Mark angesehen hatte, der für ihn zu bestimmter Stunde lechte, Grimassen schnitt, der ihn kitzelte und zum Lachen reizte. Für vierzig Mark! Gewiß berechnete der Kaufmann, diese vierzig Mark waren nur ein kleiner Prozentsatz des Lachhonorars. Paule übte keineswegs für ihn allein Mimik aus, sondern zu fünftausend Mark für alle. Aber durch etwa zwölfhundert Zuhörer gerechnet, arbeitete Paule auf den Kopf noch billiger, ungefähr a vier Mark zwanzig Pfennig.

Bei Tisch begrüßten sich die beiden Herrscher zuerst durchaus korrekt und förmlich. Dittmar bemerkte ein wenig erstaunt, daß er diesen mit etwas kränklicher Zurückhaltung auftretenden Herrn der so gar nichts von Brettern und Brettl an sich hatte, niemals für einen Clown oder Tragöden, wie die Fachausdrücke lauten, gehalten hätte. Paule markierte durchaus den Rennstallbesitzer, der seine Farben und den bürgerlichen Namen Paul Rotek zum Siege führte. Dittmar wurde irgendwie unruhig bei dem Gedanken, daß Paule und der Stall Roteck ein und dasselbe seien. Er, der Trustfürst, hatte erst jüngst beim Setzen auf Attilla wesentliche Summen gewonnen. Attila war ein Favorit Rotecks, also gab dieser Paule ihm, dem Krösus, zu verdienen. Unangenehm für einen Dittmar, dies auszudenken.

Nach Tisch wurde es den beiden unmöglich, einem Gespräch auszuweichen. Paule wußte, daß Dittmar in Geschäften hinüberfuhr. Es ging um die große Anleihe einer ausländischen Staatengruppe, um einen Raubzug, der dem Bankenkonsortium so wichtig war, daß Dittmar sich selbst hinüberbemühte.

Ebenso kannte der Trustfürst die Gründe der Ueberfahrt Paules, Gastspieltournee, persönliches Auftreten. Unbehagen schuf dieser Gedanke: persönliche Produktion von Tränen, persönliche Erzeugung von Kasperletheater, nichts als Schminke, Maske, Appetit auf Applaus. Warum ließ er das eigentlich nicht, dieser Herr Roteck, wenn er nun doch schon Geld hatte. Ihm wäre es widerlich, in den Zeitungen Paule genannt zu werden. Gewiß, der Reichtum Whitemakers, mit dem er verhandeln müßte, sollte väterlicherseits aus dem Sklavenhandel stammen, aber das war einmal gewesen und jetzt vergessen. Dieser gepflegte Mensch Roteck aber trieb noch sein Gewerbe, war glattrasiert, nicht nur aus freiem Willen, sondern aus Berufszwang. Warum hing der Kerl das nicht längst an den Nagel?

Paules kluge Augen zeichneten inzwischen den Kopf Dittmars, lasen ihn ab, notierten die Wucherzüge um den Mund, die Phantasielosigkeit der Lippen, die harte Intelligenz der Stirne, die mitleidslose Größe der Ohren, mit der kleinen Neigung zum Verbrechen. Ein Mann, der schon über Leichen gegangen war, konstatierte Paule.

Beide sprachen nun täglich miteinander. Vom Wetter, von Pferden, von Weibern, Schiffspreisen, von Schnäpsen, Krankheiten, Arzthonoraren und Jockeis, von allem Neutralen und Uneigentlichen, nie von dem, was nur sie selbst, sondern alle berührte. Sie sprachen so gleichgültig miteinander, daß das Gegeneinander nicht hörbar wurde. Am letzten Tage erwähnte ihr Gespräch die Fortschritte der Erfindung, Telephonunterredungen zwischen Hollywood und Berlin, Raketenauto und Mondfahrtaussichten. Und hier flocht Paule ein, ohne daß seine leise, immer etwas gekränkte Stimme eine Absicht verriet:

„Die Planeten mögen miteinander drahtlos verkehren, aber es wird Welten geben, zwischen denen nie, auch nicht in fünfzigtausend Jahren, eine Verständigung zustandekommt.“

Dittmar schwieg zuerst, dann parierte er:

„Sie meinen Menschen?“

Paule nagte an seiner Lippe, wandte müde den Kopf ein wenig zur Reeling und meinte, als ob er die Frage überhört hätte:

„Ich glaube kaum, daß der Wind umschlägt.“

Der Mann, der Hunger hatte

Humoreske von Alphonse Croziere.

Eines Morgens wachte Tüllerich mit einem Mordshunger auf.

Unglücklicherweise war an den Tagen, an denen er mit einem Mordshunger aufwachte, der Betrag, über den er zum Mittagessen verfügen konnte, winzig klein.

Das war auch an jenem Morgen der Fall.

Welcher Ausweg blieb Tüllerich übrig? Sich von einem Freunde zum Essen einladen zu lassen? Ja, aber bei den schlech-

ten Zeiten sind auch die Freunde, die einen zum Essen einladen, seltener geworden.

Ihm fiel jedoch der Name eines entfernten Vetters ein (Vogellaus hieß er), der eine Weinstube in der Gegend von Saint-Eustache besaß. Der hatte einmal zu ihm gesagt:

„Wenn Sie eines Tages so gegen Mittag in unserer Nähe sind, dann machen Sie uns einen Besuch; wir werden uns sehr freuen."

„Ich habe doch," beglückwünschte sich Tüllerich, „ein ganz hervorragendes Gedächtnis. Die Leute können schließlich nicht sagen, daß ich aufdringlich bin. Seit mehr als einem Jahre bin ich bei ihnen eingeladen und habe die gute Gelegenheit nie ausgenutzt. Auf nach Saint-Eustache!"

Tüllerich bewohnte einen der höchsten Punkte des Montmartre, wo die frische Luft den Magen ganz besonders zusammenzieht; er war weder Kaufmann noch Rentier und gehörte überhaupt nicht zu den Bürgern, welche Einkommensteuern zahlen, brauchte sich also in keiner Weise zu beunruhigen, daß ihm eine Zustellung des Fiskus den Appetit verderben könnte.

Als er seinen Wohnsitz verließ, schlug es elf Uhr. Er dachte:

„Zu rennen brauche ich nicht. Die Hauptsache ist, daß ich dort in dem Augenblick ankomme, wo man sich zu Tisch setzt. Falls ich zu spät käme, wären sie imstande, ihre Einladung zu vergessen. Tod und Teufel, so ausgehungert wie heute war ich noch nie!"

Langsam stieg er die Montmartre-Straße hinab und bog dann in die Märtyrerstraße ein, in die er mit seinem ausgepumpten Magen so recht hineinpaßte. Dann ging er weiter durch die Vorstadt. Hier sah man schon eine Menge von Angestellten, die sich in die gewohnten Gastwirtschaften begaben.

Wäre Tüllerich bei Kasse gewesen, dann hätte er darauf verzichtet, weiter zu gehen. Er wäre in das beste Lokal eingetreten und hätte seinen Besuch bei dem Vetter auf später verschoben.

Am Anfang der Hörnchenstraße sagte er:

„Jetzt hab' ich's fast geschafft. Aber es ist auch höchste Zeit. Mein Magen hat schon so ein Loch, daß er den Wettbewerb mit meinen Schuhen getrost aufnehmen kann."

Er trippelte etwas rascher wie das Pferd, das den Stall riecht.

„Um so schlimmer für mich, wenn ich zu spät komme. Welch ein Hunger!"

Jetzt sieht er das Schild schon in der Ferne glänzen. Endlich! Aber was erblicken seine Augen? Leute in Sonntagskleidern, die auf dem Bürgersteig warten.

„Nanu, sollte man vielleicht vor der Wirtschaft des angeheirateten Vetters anstehen?"

Er nähert sich noch mehr und erbleicht.

„Schwarze Vorhänge", röchelt er. „Also ein Trauerfall... Und ich falle vor Hunger um... Glück muß der Mensch haben!"

Er tritt ein. Der Vetter Vogellaus, mit einem uralten Zylinder auf dem Kopf, kommt ihm entgegen und reicht ihm die Hand.

„Ich komme nicht gleich auf Ihren Namen."

„Tüllerich, Sie wissen doch, der Vetter Tüllerich... O, ein entfernter angeheirateter Vetter."

„Ach so, Tüllerich..."

„Sie erinnern sich... Sie hatten zu mir gesagt: Wenn Sie eines Tages gegen Mittag in unserer Nähe sind, dann essen Sie einen Happen mit uns. Wir machen nicht viel Umstände."

„Ja, ja, ganz recht... Das ist aber nett von Ihnen, daß Sie zum Begräbnis gekommen sind. Die Aermste, seit sechs Wochen mußte sie sich so quälen. Es war eine Erlösung. Sie kommen doch mit zum Friedhof? Sie dürfen mich nicht verlassen."

Tüllerich reißt die Augen erschreckt sperrweit auf.

„Das sind Sie ihr schließlich schuldig", fängt Vogellaus wieder an. „Sie als Vetter... Entschuldigen Sie mich, da sind Leute von meiner Familie; ich bin gleich wieder da."

*

Tüllerich hätte am liebsten geweint. Da hatte er sich auf ein anständiges Mittagessen gefreut und war jetzt dazu verdammt, an einem Trauerzuge teilzunehmen.

„So etwas kann auch nur mir passieren... Aber ich kann mich nicht drücken, ich bin moralisch dazu verpflichtet. O, dieser Hunger! Niemals habe ich einen solchen Hunger gehabt! Ich muß mich beherrschen, um nicht die Blumen und die Kränze zu verschlingen. Aber jetzt sitze ich in der Patsche und kann nicht mehr zurück. Hoffen wir wenigstens, daß sich der Vetter Vogellaus meines Magens erbarmt und mich beim Verlassen des Friedhofs zu einem anständigen Happen-Pappen einlädt, wie es in solchen Fällen üblich ist."

Eine Grabesstimme wird vernehmbar:

„Die Herren von der Familie."

Und Tüllerich fühlt, wie ihn der Witwer beim Arm packt.

„Bleiben Sie in meiner Nähe, Sie sind der einzige, der mir sympathisch ist. Sie hätten sicher nicht die Siegel von Gerichts wegen anlegen lassen. Aber denen werde ich schon noch einen Streich spielen, an den sie denken werden. O, diese selbstsüchtigen Menschen! Sie wenigstens sind ganz selbstlos gekommen; nur um eine Pflicht zu erfüllen. Das werde ich Ihnen nie vergessen."

Und er drückt Tüllerichs Hand mit aller Kraft.

Tüllerich ist dazu verdammt, hinter dem Sarge herzuschreiten. An seiner Seite geht Vogellaus, der ihn unter dem Arm gefaßt hat.

„Werde ich bis zum Ende durchhalten können?" meint der Unglückliche mit einer Leichenbittermiene, die so recht zu der traurigen Zeremonie paßt. „Wieviel Kilometer werde ich noch mit knurrendem Magen zurücklegen müssen?"

Diesmal überkommt Tüllerich die Wut. Die Tränen steigen ihm in die Augen.

„Sie sind bewegt, lieber Vetter", murmelte Vogellaus. „Das soll Ihnen unvergessen bleiben. Ich sehe, daß Ihre Familie nicht nur aus Lumpen besteht, daß auch ein Ehrenmann darunter ist. Daran werde ich denken."

Und während sie weitergehen:

„Ach, welch ein Verlust für mein Haus! Bedenken Sie nur, eine Köchin, die einzig dastand. Welch eine Künstlerin war sie in der Zubereitung eines Ragouts mit Paprika... Ich sehe sie noch, wie sie ihre Hammelbrust anlaufen läßt und Zwiebel und Knoblauch dazu hackt... Mit wieviel Lust und Liebe schichtete sie in der Terrine die Speckschwarten, das Hammelfleisch, die grünen Bohnen, die Wurst und das geriebene Brot, um dann alles zusammen zu rösten. Welch ein Duft, mein Lieber, welch ein Duft! Und erst ihre Seezungenfilets! Man kam aus der Provinz eigens zu uns, um ihre berühmten Seezungenfilets zu kosten. Wenn der Kunde sie mit Kartoffeln und in Butter gebratenen Artischocken umrändert auf der Schüssel erscheinen sah, dann konnte er nicht mehr an sich halten... Und das geschmorte Rinderfilet, die Spezialität meines Hauses, und die wundervollen gefüllten Omelettes! Alle zehn Finger leckte man sich danach..."

„O, hören Sie auf, hören Sie auf!" ruft Tüllerich beschwörend. „Mir bricht das Herz dabei."



Der „Eiserne Gustav" in Paris

Am 4. Juni hielt der Droschkenkutscher Hartmann aus Berlin-Wannsee, der mit seiner Droschke in zwei Monaten von Wannsee nach Paris gefahren ist, seinen Einzug in die französische Hauptstadt, wo er auf das herzlichste empfangen wurde. Unser Bild zeigt den „Eisernen Gustav" mit dem Gefolge einer unübersehbaren Menschenmenge in den Straßen von Paris.

„Armer Kerl, wie Sie darunter leiden..."

Tüllerich denkt:

„Ich werde mich beim Leichenschmaus entschädigen, aber nicht zu knapp!"

*

Endlich, nachdem man zwei Stunden gelaufen ist, kommt man zum Friedhof. Die Zeremonie ist kurz. Tüllerich hört, wie jemand von der Familie gleichgültig sagt:

„Also dann sind wir uns einig: wir treffen uns, wie verabredet, in dem kleinen Cafee an der Ecke, im „Lebensglück"."

„Recht so, erwartet mich dort", meint der Witwer. „Bestellt Wein, Sardinen und Aufschnitt. Ich gehe schnell zum Steinmetz und bin gleich wieder da."

Dann schiebt er seinen Arm unter den Tüllerichs, der wieder Vertrauen gefaßt hat.

„Kommen Sie mit mir, Sie guter Verwandter, der einzige selbstlose Verwandte. Kümmern Sie sich nicht um all die herzlosen Menschen, die nur an Essen und Trinken denken. Wie schlecht ist doch die Welt!"

Er schleppt Tüllerich mit sich über den Friedhof.

Nachdem sie ein gutes Stück hin und her gelaufen sind, langen sie vor der Tür des Cafees an. Vogellaus beginn zu lachen:

„Die sollen warten, bis sie schwarz werden, die Lumpen! Sie lauern nur auf mich, um von der Erbschaft zu sprechen. Ekelhaft! Kommen Sie, Sie guter Kerl, Sie dauern mich, Sie sind ganz grün!"

Er stößt Tüllerich, der einer Ohnmacht nahe ist, in ein Auto.

„Montmartre!" befiehlt er.

Der Wagen saust los.

„Jede gute Tat findet ihren Lohn, darum bringe ich Sie jetzt auch nach Hause. Wie leidend Sie aussehen, Tüllerich. Die Erregung, wie? Einen guten Rat: Essen Sie heute abend nichts, trinken Sie bloß etwas Kamillentee. Und morgen ein großes Glas Rizinus, damit Sie einmal ordentlich abführen... Lassen Sie bald von sich hören."

Er setzt den Vetter vor seiner Tür ab.

„Und vor allem, wenn Sie so gegen Mittag mal bei mir vorbeikommen, dann essen Sie einen Happen mit mir. Ich mache nicht viel Umstände, denken Sie daran!"

(Berechtigte Uebersetzung von Dr. Ernst Levy.)

An der Grenze

Von Ernst Berg.

Zollrevision! Man bittet das Gepäck zu öffnen. Die Mienen der Reisenden verraten eine leise Spannung. Ganz unschuldig blicken nur die Gesichter der Kinder und der notorischen Schmuggler.

Die andern bibbern leise.

Hat man nicht fünf Zigarren zu viel bei sich? Und die Kognakflasche? Die Streichhölzer in der Ecke links auf dem Grunde des Koffers? Ach Unsinn, das sind Kleinigkeiten... man wird doch nicht!

Aber die Nerven! Mein zartes Gewissen! Ich fühle, wie ich sanft erröte. Teufel auch! Man sollte entweder keine Bedürfnisse haben oder kein Gewissen. Warum erröte ich nur! Der Beamte ist doch ein sehr netter, höflicher Mensch.

„Haben Sie was zu verzollen?"

Nein, ich habe nichts zu verjollen. Gaaar — nichts!!"

„Ici?"

„Kleider!"

„Bon. Ici?"

„Wäsche!"

„Bon."

Der Mann geht. Uff... es gibt doch noch eine himmlische Gerechtigkeit, kommt ein zweiter.

„Haben Sie was zu verzollen?"

„Oui... non, non! Es war doch schon jemand hier. Ich habe nichts zu verzollen. Gaar — nichts!!"

„Ici?"

„Kleider!"

„Bon. Ici?"

„Wäsche!"

„Bon."

„Treten Sie bitte einen Augenblick auf den Korridor!" Ich trete. Der Mann zieht die Polster weg. Steigt auf die Bänke. Blickt in das Gepäcknetz. Und jetzt... Hat der Mensch lange Arme! Er greift in den Koffer. In die Ecke links. Bis auf den Grund.

„Ici?"

Ich winsele leise: „Ein paar Streichhölzer. Ein Scherz. Eine kleine Ueberraschung für meine Freunde in Frankreich!"

„Bon."

Der Mann geht. Uff... es stimmt mit der himmlischen Gerechtigkeit. Kommt ein Dritter.

„Sie haben Streichhölzer?"

Daß dich —

„Streichhölzer einzuführen ist streng verboten."

„Ich führe doch nicht ein. Ein Scherz. Eine..."

„Bitte, folgen Sie mir."

Er geht. Ich folge. Die Streichhölzer trägt er im Triumph vor sich her. An allen Fenstern des Zuges stehen Leute. Die Kinder lachen. Die Notorischen wälzen sich vor Vergnügen.

Im Büro werden gerade zwei Sünder abgeurteilt. Dem einen haben sie sechs Zigarren beschlagnahmt, dem anderen eine Flasche Schnaps.

„Die Streichhölzer gehören Ihnen?"

„Ja, aber..."

„Macht hundert Frank Buße. Sie bekommen eine Quittung."

„Herr die Streichhölzer haben einen Wert von dreißig Pfennigen, ich schenke sie Ihnen."

„Merci bien, ist nicht nötig, wir konfiszieren sie."

„Himmelherrgott..."

„Monsieur, der Zug geht ab!"

„Hier haben Sie Ihre hundert Frank!"

„Weiter!"

Der Türgriff

Von Alexi Remisow.

Es gibt Dinge, denen ich eine abergläubische Ehrfurcht zolle — z. B. die Türgriffe. Wenn es sich so trifft, daß ich einen in Messing gefaßten Griff ans Nußbaumholz berühre — dann erschauere ich unwillkürlich.

Wohnt hier nicht der Professor, der mich unwiderruflich hat durchs Examen fallen lassen? Wohnen nicht auch hier meine Gläubiger? Oder mein Todfeind?

Meiner Meinung nach müßte jeder Griff einer Haustür, oder wenigstens ein Stück von ihm nach Verlauf von zwanzig Jahren einem Museum zur Aufbewahrung übergeben werden.

Wenn man bedenkt, wieviel Menschen etwa diesen Türgriff hier berührt haben — wieviel nachdenklich zögernde, kühn zugreifende, keck entschlossene und schüchtern-scheue Hände!

Ein kleines Mädchen zog daran mit beiden Patschhändchen.

Verzweifelt faßte ihn ein halbwüchsiger Knabe, der mit einer fünf aus der Schule heimkehrte.

Mit tränenverschleierten Augen, nichts sehend, umklammerte ihn ein junges Mädchen, gramgebeugt, ganz gebrochen durch ein unholdes Geschick.

In stiller, stummer Verzweiflung drehte ihn langsam ein Angestellter, der seine Stellung verloren.

An wieviele zerbrochene Hoffnungen gemahnt er, und an wieviel Liebe — betrogene und heißbrennende!

Die Dinge reden, leben, wirken — spürt Ihr es nicht?, ahnt Ihr es nicht? — und nur Esel oder satte ausgestopfte Vogelscheuchen gehen gleichgültig daran vorüber.

Von Fürsten und Präsidenten

(Lustige Anekdoten.)

Auch arbeitslos.

Der Herrscher von St., dessen Regierungsgeschäfte die Minister besorgen, lustwandelte vor dem Tore seiner Residenz. Sogleich fielen ihm mehrere arme Männer zu Füßen und baten ihn mit tränenden Augen, ihnen Arbeit zu verschaffen. „Ja," sagte der Herrscher gerührt, „darin ihr lieben Leute, kann ich euch nicht helfen, ich habe selber nichts zu tun."

*

Das heilige römische Reich.

Auf den zuletzt in Regensburg abgehaltenen alten deutschen Reichstagen herrschten unter den Teilnehmern immerzu wahrhaft lächerliche Rangstreitigkeiten. Man denke nur an die langjährigen Verhandlungen darüber, ob die leere Equipage eines Kurfürsten vor der besetzten eines Erzbischofs den Vorrang habe. Ein Herzog von Württemberg brach daher einst, da dergleichen Streitigkeiten wieder einmal entstanden waren, in die unmutigen Worte aus: „Nun aber! — Setzt mich doch meinetwegen hinter den Ofen! Mir gleich! — Wenn nur irgend etwas geschieht!"

*

Das Schnupftuch.

Michael Hainisch, Oesterreichs Bundespräsident, dem die Verfassung der Republik nur Repräsentationspflichten überlassen hat, geht eines Tages über den Ballhausplatz in Wien und verliert dabei sein Taschentuch. Ein hinter ihm gehender Herr hebt es auf und überreicht es ihm mit einigen höflichen Worten. Hainisch dankt lächelnd und sagt: „Sie haben mir meinen wichtigsten Gegenstand wiedergegeben." Erstaunt fragt der Finder, welchen Wert das unscheinbare Tüchlein für den Herrn Bundespräsidenten habe, und erhält zur Antwort: „Ja, sehen Sie, das Taschentuch ist das einzige Ding, worein ein Präsident von Oesterreich seine Nase stecken darf."

Freigewerkschaftliche Rundschau

Welche gesundheitlichen Folgen hat die Rationalisierung der Arbeit in modernen Betrieben?

von Dr. S. Karfiol, Bielitz.

Die fortschreitende Rationalisierung der Arbeit ist nicht nur der Ausdruck einer natürlichen ökonomischen Entwicklung, sondern auch ein notwendiges Erfordernis unseres modernen technischen Zeitalters. Jeder Ersatz von Handarbeit durch Maschinenleistung, jede Zentralisierung zersplitterter Einzelbetriebe, jede Anschaffung moderner Büromöbel, ja jede Vereinfachung des Kopierverfahrens — ist Arbeitsrationalisierung. Also ist die Rationalisierung durchaus nicht mit Mechanisierung oder mit Entgeistigung der Arbeit zu identifizieren; sie führt zwar gewöhnlich zur Verdrängung menschlicher Arbeitsleistungen durch maschinelle, schafft aber mitunter erst die Voraussetzungen einer höheren Arbeitsform, die mehr Inhalt hat und auch wertvoller ist, als die verdrängte. Es gibt jedoch eine Art von Rationalisierung, welche den Schaffenden zum Verhängnis werden kann. Als Beispiel gelte das amerikanische Taylor-System. Dieses System wurde zuerst um 1900 bei den Dockarbeitern in Neuyork eingeführt und beruht auf restloser Ausbeute menschlicher Leistungsfähigkeit. Durch genaue Bewegungsstudien und Errechnungen bei gewissen Arbeiten, z. B. Verladen von eisernen Traversen, wurden alle überflüssigen Bewegungen und Zeitverluste ausgeschaltet, für jede Arbeit wurden die Handgriffe genau fixiert und so kam es zur bedeutenden Steigerung der Gesamtleistung (mitunter um 300 Prozent), es besserten sich auch die Verdienstverhältnisse der Arbeitenden (durchschnittlich um 100 Prozent bei gleicher Arbeitszeit), — aber dieses System führte im Laufe der Jahre zu einer furchtbaren Zerrüttung der Gesundheit bei den betreffenden Arbeitern. Es stellte sich heraus, daß die Leißungsfähigkeit von einem bestimmten Zeitpunkt an plötzlich rapid zu sinken begann. Nach ungefähr 15—20 Jahren war in den taylorisierten Betrieben Amerikas ein Arbeiter sozusagen bereits ausgepumpt. So kam es nicht nur in den Neuyorker Docks sondern auch in den vielen Metall- und sogar Konfektionsbetrieben, welche sich vollkommen auf das Taylorsystem verlegt hatten, gerade in den letzten 8—10 Jahren zu der Massenerscheinung einer völligen Arbeitsinvalidität bei verhältnismäßig jungen Menschen. Dabei sah man es diesen Menschen fast gar nicht an, daß sie bereits arbeitsinvalid waren. Man konnte sich anfangs auch ärztlicherseits diese Erscheinung nicht recht erklären. Die Menschen waren ganz gut genährt, die Schädigung der inneren Organe war nicht größer als durchschnittlich in anderen industriellen Betrieben, — und doch konnten diese Leute nichts mehr leisten, sie waren einfach zu jeder Arbeit unfähig geworden. Sie verließen die Betriebe. In Amerika gibt es bekanntlich keine Sozialversicherung. Wer privat versichert war, hielt sich noch einige Zeit über Wasser. Der größte Teil der Arbeitsinvaliden jedoch war gezwungen, sofort die sogenannte private Wohltätigkeit in Anspruch zu nehmen. Wenn man die Publikationen fortschrittlich denkender Schriftsteller, welche in letzter Zeit über Amerika geschrieben haben, liest — es sei auf Upton Sinclair besonders aufmerksam gemacht, — so kann man immer wieder die spezielle Betonung des Arbeitsinvalidenproblem finden. Auch kapitalistisch gerichtete Zeitungen, welche in der weitgehenden Arbeitsrationalisierung den wichtigsten Faktor für die Schaffung eines „erhöhten Wohlstandes“ sehen, beschreiben ziemlich ausführlich den immer größer werdenden Andrang zu den philanthropischen Ausspeisestellen. Sie betonen durchwegs, daß unter den vielen Menschen, die sich täglich um einen Napf warmen Essens stundenlang anstellen, die meisten trotz verhältnismäßig jungen und kräftigen Aussehens keine Arbeit mehr finden können. Die amerikanischen Betriebe machen an und für sich Arbeitern über 40 Jahre bei der Aufnahme schon große Schwierigkeiten; die streng rationalisierten Betriebe, wie z. B. die Automobil-Fabrik Ford in Detroit, haben überdies ein eigenartiges Rekrutierungssystem. Auf ärztliche Gutachten wird dort nicht viel gegeben. Denn man weiß, daß der Arzt gerade Schädigungen des Muskelsystems mitunter überhaupt nicht feststellen kann und daß erst die Erfahrung zeigt, wie ein sonst ganz gesunder Mensch durch eine überraschend schnell auftretende Ermüdigkeit völlig leistungsunfähig sein kann. Auch mitgebrachte Zeugnisse über Qualifikationen etc. gelten dort nicht viel. Die Arbeitsuchenden wurden einfach nach Anlernung bestimmter Handgriffe in den Betrieb eingestellt, ihre Leistungsfähigkeit wird von speziellen Fachleuten genau beobachtet; ist der Betreffende bei der einen Funktion nicht verwendbar, leistet er nicht das vorgeschriebene Arbeitspensum oder hält er das geforderte Arbeitstempo nicht aus, so wird er bei anderen Funktionen ausprobiert. Versagt er in allen Teilen des Betriebes, so verläßt er nach wenigen Stunden die Fabrik, ohne Arbeit gefunden zu haben. Es ist klar, daß gerade die in anderen Betrieben bereits Ausgepumpten am raschesten versagen. Selbst für geistige Arbeit ist im Laufe der in mechanisierter Arbeitseile verflossenen Jahre die nötige Spannkraft verloren gegangen.

Es ergibt sich nun die Frage: was ist die eigentliche Ursache der frühzeitigen Arbeitsinvalidität in den hochrationalisierten Betrieben? Was geht im Organismus der Menschen vor, welche täglich 8 Stunden lang ausschließlich eine Bewegung bei Ausschaltung jeder Nebenbewegungen und bei streng mechanisiertem Tempo zu leisten haben? Wodurch werden sie arbeitsunfähig?

Die Antwort auf diese Frage konnte erst nach genauen Forschungen seitens amerikanischer und europäischer Physiologen in endgültiger Form gegeben werden. Professor Durig (Wien) hielt im Dezember 1927 in der Oesterreichischen Gesellschaft für Volksgesundheit einen Vortrag über das Ergebnis der Forschungen.

Die Ermüdung, berichtete Prof. Durig, ist an und für sich nicht das wichtigste Problem bei der rationalisierten Arbeit. Die Ermüdung, ja eine Uebermüdung ist als solche nicht schädlich, wenn man nur den rein gesundheitlichen und nicht den sozial kulturellen Standpunkt bei der Beurteilung berücksichtigt. Schädlich sind nur die sogenannten unausgeglichenen Ermüdungsreste, die von Woche zu Woche, von Monat anwachsen und so schleichend zu einer Art Vergiftung einzelner Muskelgruppen führen. Durch einseitige starke Inanspruchnahme bestimmter Muskeln wird in diesen ein Stoffwechselprodukt (Kenotoxin), das jedoch im lebenden Organismus mit unseren heutigen wissenschaftlichen Methoden nicht nachgewiesen werden kann, abgelagert. So kommt es zur Funktionsstörung.

An einem leblosen Motor, an einer Maschine, können wir deren Leistungsfähigkeit und die Grenze der erlaubten Beanspruchung festlegen, ja es läßt sich voraussagen, wie rasch die Maschine abnutzen dürfe, damit ihr Anlagewert amortisiert werden kann. Wir können wohl auch jederzeit objektiv den Zustand der Maschine erfassen und feststellen, wie weit die Abnützung schon fortgeschritten ist. Ganz anders liegen die Dinge beim belebten Motor — beim Menschen. Bei der Maschine wird ein viel strapazierter Teil entsprechend der Beanspruchung dimensioniert, aus dem hierfür besten Material gebaut; es werden, sobald sich die Abnutzung bemerkbar macht, Reserveteile eingesetzt. Das alles geht beim Menschen nicht. Die leichte rasche Arbeit — z. B. an einem Wandertisch bei der Fließarbeit — leistet der Mensch vorerst so, daß er von seiner Hirnrinde Impulse zu jenen Muskeln sendet, die für die auszuführende Bewegung erforderlich sind. Ist die Bewegung eine ausgesprochen repetitive, so ermüden sowohl die Nervenzellen in der Hirnrinde, als auch die betreffenden Muskelfasern. Jeder ermüdete Muskel vermag aber auf stärkeren Reiz hin doch noch die Leistung auf die ursprüngliche Höhe zu steigern. Die Gehirnzellen geben auch wirklich immer stärkere Reize ab. Der Ermüdende empfindet diese Steigerung anfangs überhaupt nicht. Es kommt zur Beanspruchung neuer Willenimpulse, — bald aber entzieht sich die muskuläre Tätigkeit der Kontrolle des Gehirnes; die Ermüdung der Muskelfasern schreitet fort, ohne daß die sonst im ausgleichenden Sinne wirkende Regulierungstätigkeit des Zentralnervensystems in Funktion tritt. Darum kommt es auch nicht zur Unterstützung der ermüdeten Muskelfasern durch Hilfsmuskeln, sondern nur zur einer steigenden Anhäufung der Stoffwechselprodukte in den mechanisch arbeitenden Muskelgruppen. Darin liegt die Gefahr. Nach Jahren mechanischer Arbeit entsteht schleichend die Funktionsunfähigkeit und das Ende ist dann jener Zustand, der durch kein Mittel mehr gutzumachen ist.

Die Ford Company versucht bereits das mörderische Taylorsystem zu reformieren. Sie wechselte die Arbeiter häufig, indem sie gruppenweise die Belegschaft eines Betriebsteiles in eine andere Abteilung dirigierte. Das bewährte sich aber nicht. Dann führte Henry Ford die Fünftagewoche ein, machte viel Reklame damit, weil er die Sympathien der arbeitenden Kreise in der ganzen Welt für die Vergrößerung des Absatzes brauchte. Aber auch die Fünftagewoche wurde wieder stark eingeschränkt. An Stelle des sonst üblichen amerikanischen Fabrikterrors mit dem Zwangspensum, dem Differenziallohnsystem usw. ist vielfach eine gewisse Arbeitsdemokratie getreten, auch die streng zwangläufige Durchführung typisierter Arbeitsbewegungen ist einer gewissen Freiheit gewichen. Alles dies könnte man in den Wirtschaftsberichten der hochkapitalistischen Zeitungen in den letzten Monaten lesen. Eingeweihte verstehen den Sinn dieser Ford'schen Experimente. Man weiß, daß in den seit ca. 20 Jahren bestehenden Autofabriken von Detroit gegenwärtig ca. 100 000 Menschen schaffen und daß gut ein Drittel davon in den nächsten 5 Jahren „ausgepumpt“ sein wird. Nun versucht die Ford Company mit allen erdenklichen Mitteln den Zeitpunkt der Masseninvalidität ihrer Arbeiter hinausschieben. Soziale Versicherungen will sie nicht einführen, denn dies widerspräche dem Grundsatz des wirtschaftlichen Liberalismus, dem „freien Spiel der Kräfte“. Also ist die Reform der Arbeitsrationalisierung ihr einziger Ausweg. Amerikanische Zeitungen unterstützen diese Aktion, indem sie reklamhaft verkünden, daß die Metropolitan Life Insurance Company (die größte Lebensversicherungs-Gesellschaft Amerikas), gerade in den hochrationalisierten Betrieben die Prämien erniedrigt und eine Zunahme der Lebenserwartung festgesetzt hat. Der amerikanische Leser mag darüber entzückt sein, der Eingeweihte hingegen versteht, daß das Risiko der Lebensverkürzung gar nicht in Frage kommt, sondern nur das Risiko der frühzeitigen Arbeitsinvalidität.

Im Jännerheft 1928 der Zeitschrift „Volksgesundheit“ (Wien) findet man Angaben über die Auswirkung moderner Arbeitsrationalisierung in der Berliner Metallindustrie, dort besteht die Fließbandarbeit erst seit einigen Jahren. Die Statistik kann darum nichts von den amerikanischen Erfahrungen bestätigen, weist aber eine Zunahme der Unfälle, der Neurasthenien und sonstiger nervöser Erkrankungen auf. Erwähnt wird ferner, daß ähnliche Berichte über die taylorisierten Betriebe in Sowjet-Rußland erschienen sind.

In Polen werden jetzt Institute gegründet, welche das Studium der sogenannten wissenschaftlichen Organisation der Arbeit zum Ziele haben. Sie wollen die Produktivität der heimischen Industrie heben. Diese Steigerung der Produktion ist sicherlich erstrebenswert. Jedoch dürfen sich die neuen Forschungsinstitute nicht einseitig auf das rein industrielle Interesse beschränken, sie sollen ebenso eifrig wie die technische Vervollkommnung der Betriebe — die Möglichkeiten des Arbeiterschutzes studieren. Die Institute wenden sich an die Industrie um Subventionen. Die Gewerkschaften müssen ihren alten Kampf um die Alters- und Invaliditätsversicherung umso energischer fortsetzen. Denn Arbeitsrationalisierung bedeutet nach den bisherigen Erfahrungen Erhöhung des Invaliditätsrisiko. Die Institute für wissenschaftliche Arbeitsorganisation mögen sich vor Augen halten:

Arbeit ist keine gewöhnliche Ware; Arbeit ist eine menschliche Lebensfunktion; die Wissenschaft hat dem Menschen zu dienen; die Technik ist nur die zivilisatorische Umrahmung der Errungenschaften des Geistes ohne Humanität gibt es keine wahren Errungenschaften und das Ziel alles Strebens ist — der Mensch!

Die 11. Internationale Arbeitskonferenz

Fortschritte der Ratifikationen. — Entwurf zur Regelung der Mindestlohnfestsetzung für Heimarbeit. — Die Stellung der deutschen Regierung. — Kollege Stühmer begründet die Stellung der deutschen Gewerkschaften.

Genf, im Juni 1928.

Die Konferenz wurde am 30. Mai, 11 Uhr vormittags durch den Vorsitzenden des Verwaltungsrats Arthur Fontaine mit einer Ansprache eröffnet. Aus der Ansprache, die sich in der Hauptsache mit dem geschäftlichen Teil des Internationalen Arbeitsamtes beschäftigt, ist hervorzuheben, daß die bisher ratifizierten Uebereinkommen die Zahl 300 erreicht haben und zwar ist im letzten Jahr eine Erhöhung von 70 Ratifikationen zu verzeichnen.

Als Präsident der Konferenz wird Professor Saavedra Lamas-Argentinien gewählt. Derselbe dankt für das Vertrauen, das man ihm und damit dem von ihm vertretenen Lande entgegengebracht hat und hält eine längere Ansprache über die Bedeutung dieser Internationalen Konferenz und den Erfolgen, die bereits zu verzeichnen sind. Er schließt seine Rede mit folgenden Ausführungen:

„Nichts auf der Welt steht höher als die menschliche Arbeit. Keine internationale Versammlung hat größere Bedeutung als diese, die aus den Vertretern von Millionen Arbeitern, aus den Vertretern der Arbeitgeber und der Regierungen zusammengesetzt ist.“

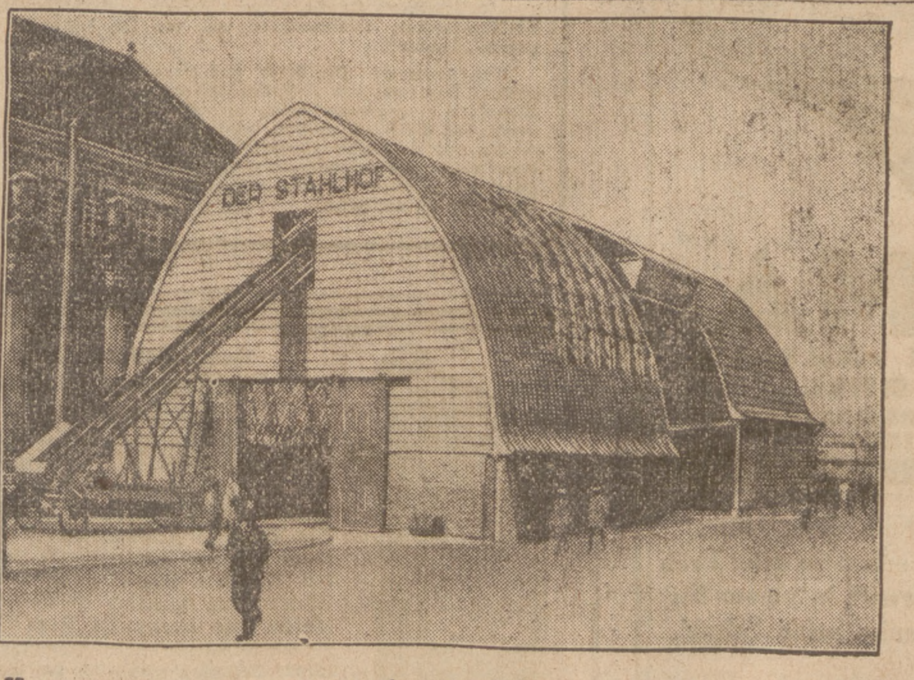
Die Konferenz setzt sich aus 73 Regierungs-, 32 Arbeitgeber- und 31 Arbeitnehmervertretern, also im ganzen aus 136 Vertretern zusammen. Außerdem sind 78 Regierungs-, 51 Arbeitgeber- und 55 Arbeitnehmersachverständige, also im ganzen 184 Sachverständige anwesend.

Als Vizepräsidenten werden Kommerzienrat Vogel-Deutschland (Arbeitgeber) und Tom More-Canada (Arbeitnehmer) gewählt.

Darauf folgt eine zweitägige Generalaussprache über die Verhütung von Unfällen jeglicher Art. Nach Abschluß der Debatte werden für diesen Punkt drei Ausschüsse eingesetzt.

Für die Erörterung der Mindestlöhne, die bereits im vorigen Jahre beraten worden sind und für die auf Grund der Antworten auf den Fragebogen vom Arbeitsamt ein Vorschlag für ein Uebereinkommen vorliegt, war nur eine kurze Besprechung im Plenum vorgesehen. Nach dem Generalsekretär Thomas spricht zunächst der spanische Regierungsvertreter, der die künftigen Verpflichtungen für die Staaten, die das Uebereinkommen ratifizieren wollen, genauer umschrieben wissen will. Der britische Regierungsvertreter will den Entwurf des Uebereinkommens so umgestaltet haben, daß das beschlossene Uebereinkommen auf alle Industrien Anwendung finde, in welchen die Löhne unzureichend sind. Die Regierungsvertreter von Australien und Polen sprechen in ähnlichem Sinne.

Darauf antwortet Ministerialrat Feig für die deutsche Regierung: Die deutsche Regierung schätzt sich glücklich, daß die britische Regierung es der Konferenz ermöglicht hat, die Prüfung dieses so wichtigen Problems in Angriff zu nehmen. Sie kann jedoch in einem Punkte nicht gleicher Ansicht sein. Sie fürchtet, daß ein allzu weit gefaßter Text des Uebereinkommens das System der Tarifverträge ungünstig beeinflussen dürfte. Die deutsche Regierung beabsichtigt, dieses Uebereinkommen auf die Heimarbeit, aber nicht auf die Fabrikarbeit anzuwenden. Sie hält es nicht etwa für überflüssig, die Löhne in den Fabriken zu erhöhen, glaubt aber, daß ein anderes Verfahren zur Erreichung dieses Zieles geeigneter wäre. Die deutsche Regierung hat jedoch gar nichts dagegen einzuwenden, daß das vorgeschlagene Ver-



Eröffnung der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Leipzig

Am 5. Juni wurde die 34. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Leipzig eröffnet. **Im Bilde: Ein** interessantes Ausstellungsobjekt ist eine aus rostsicherem Stahl erbaute Scheune, deren Dach- und **Wandkonstruktion jeden Raum-verlust vermeidet.** Links ein Höhenförderer zur Einbringung von Getreide und Heu in die Scheune.

fahren von anderen Ländern angewendet werde, sie zieht nur ihrerseits den Text des Amtes vor, der ihres Erachtens den Regierungen die Möglichkeit bietet, die Bestimmungen des Uebereinkommens zur Ausführung zu bringen. Wenn man einen weiter gefaßten Text annähme, wären wir, wie ich fürchte, außerstande zu ratifizieren.

Stühmer (Deutschland) als Vertreter der Arbeitnehmer führt aus: Nach dem uns vorliegenden Berichte des Internationalen Arbeitsamtes kann man der Hoffnung sein, daß die Lösung dieser Frage auf diesem Kongreß nicht mehr so schwierig sein wird, wie die Einigung über den Fragebogen auf der Tagung von 1927. Voriges Jahr war die Beratung über den uns vom Internationalen Arbeitsamt vorgelegten Fragebogen in dem dazu eingesetzten Ausschuß deshalb so schwierig, weil die Meinungen über den Bereich der Festsetzung von Mindestlöhnen sehr weit auseinander gingen. Wenn diese Meinungen auch noch nicht vollständig geklärt sind, so sind sie doch durch die Umfrage bei den Regierungen und die darauf erfolgten Antworten einer Klärung bedeutend nähergekommen.

Für die Festsetzung von Mindestlöhnen in der Heimarbeit haben sich insgesamt dreizehn Regierungen ausgesprochen, von denen einige allerdings auch noch andere Arbeitergruppen einbeziehen wollen. Auch über den Begriff der Heimarbeit dürfte im großen und ganzen eine Klärung herbeigeführt sein, dahin gehend, daß für Arbeiter, die nicht in der Fabrik oder Werkstatt des Arbeitgebers, sondern in der eigenen Wohnung arbeiten, die Bezeichnung als Haus- oder Heimarbeiter zutreffen sollte.

Es gibt allerdings einige Regierungen, die behaupten, daß solche Heimarbeit in ihrem Land entweder gar nicht oder nur in geringem Umfange vorhanden ist, und daß sie deshalb eines Gesetzes zum Schutze der Heimarbeiter nicht bedürfen.

Dagegen ist in Deutschland die Heimarbeit noch sehr umfangreich vertreten, und zwar nicht nur in der Bekleidungs- und Textilindustrie, sondern auch in der Glasindustrie, bei der Anfertigung von Christbaumschmuck, Glasperlen, Thermometern und anderen Glaswaren. In der Holzindustrie werden Korbwaren und Musikinstrumente, Bürstenwaren und andere Artikel noch in der Heimarbeit angefertigt. Dasselbe gilt für die Metallindustrie hinsichtlich der Anfertigung vieler kleinerer Artikel, wie Spielzeug, Schmuckwaren usw. Weiter sei erwähnt die Anfertigung von Puppen und Gegenständen aus Papiermachee, die großenteil für den Export bestimmt sind, sowie die Fabrikation von Handschuhen, Filzpantoffeln, künstlichen Blumen und Federn usw.

Diese Heimarbeit ist zum Teil Haupt-, zum Teil Nebenbeschäftigung. Das Angebot von Arbeitskräften ist in diesen Industriezweigen in normalen Zeiten stets größer als die Nachfrage, und hieraus erklären sich die vielfach niedrigen und völlig unzureichenden Löhne.

Dazu kommt der Umstand, daß die in ihrer Wohnung einzeln arbeitenden Heimarbeiter untereinander fast keine Verbindung haben und infolgedessen ihre Organisierung auf erhebliche Schwierigkeiten stößt, weil die Furcht vor dem Verluste ihrer Arbeit und der Mangel an Solidarität schwer zu überwinden sind.

Nichtsdestoweniger stehen wir als Arbeitervertreter auf dem Standpunkte, daß überall da, wo die Möglichkeit besteht, Tarifverträge mit den Arbeitgebern auf der Grundlage freien Uebereinkommens abzuschließen, dieses Verfahren der gesetzlichen Festsetzung von Lohnsätzen durch Schlichtungsinstanzen oder durch die im deutschen Hausarbeitsgesetze vorgesehenen Fachausschüsse vorzuziehen ist. Die gesetzlichen Einrichtungen sollen nur als Hilfsmittel dienen, um im Notfalle einzugreifen und Mindestlöhne in solchen Fällen festzusetzen, in denen die Selbsthilfe versagt, damit auf diese Weise der Verelendung dieser Arbeitergruppen im Interesse des Volksganzen vorgebeugt wird. Das deutsche Hausarbeitsgesetz von 1923 ist gewiß noch verbesserungsbedürftig, und es wurden auch schon Schritte eingeleitet, um eine Verbesserung herbeizuführen, aber es bedeutet wenigstens einen erheblichen Fortschritt nach jahrzehntelangem Kampfe der Gewerkschaften. Wir haben allerdings wie bei allen gesetzlichen Vorschriften auf anderen Gebieten auch hier die Erfahrung gemacht, daß die festgesetzten Mindestlöhne schwer durchzuführen sind, wenn es nicht gelingt, starke Organisationen der hier in Frage kommenden Arbeiter und Arbeiterinnen zu schaffen.

Diese Tagung sollte sich also für die Festsetzung von Mindestlöhnen in der Heimarbeit nach dem vom Internationalen Arbeitsamt angefertigten Vorentwurf zu einem Uebereinkommen mit großer Mehrheit entscheiden. Dies wäre auch im Sinne des Züricher internationalen Arbeiterschutzkongresses von 1897, sowie der Brüsseler und Züricher Kongresse für Heimarbeiterschutz von 1910 und 1912 gehandelt, die von der Internationalen Vereinigung für Heimarbeiterschutz einberufen waren. Die Festsetzung von Mindestlöhnen auch für andere Berufe lehnen wir ab, weil wir wollen, daß auf diesen Gebieten die Erkämpfung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen den beruflichen Arbeiterorganisationen überlassen bleibt.

Rundfunk

Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10.15.: Uebertragung des Gottesdienstes. 12: Zeitzeichen und Berichte. 16: Religiöser Vortrag. 16.20: Vorträge: 17: Konzert, übertragen aus Warschau. 19.10: Vorträge. 20.15: Volkstümliches Konzert. 22: Zeitzeichen und Berichte. 20.15: Volkstümliches Konzert. 22: Zeitzeichen und Berichte. 22.30:Tanzmusik.

Montag. 17: Berichte. 17.20: Geschichtsstunde. 17.45: Leichte Musik. 18.55: Französische Lektüre. 19.35: Vortrag. 20.15: Abendkonzert. 22: Die Abendberichte.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kattowitzer Kathedrale. 12: Uebertragung von der Kirche „Notre Dame". Zeitzeichen, Wetterbericht. 16: Vorträge. 17: Konzert. 18.30: Verschiedenes. 19.10: Vorträge. 20.30: Abendkonzert. 22: Uebertragung aus Warschau. 22.30: Konzert.

Montag. 12: Uebertragung von der Kirche „Notre Dame". Zeitzeichen, Wetterbericht, Schallplattenkonzert. 17.20: Vortrag. 17.45: Programm von Warschau. 19.05: Verschiedene Nachrichten. 19.30 Französischer Unterricht. 20.30: Uebertragung aus Berlin. 22: Uebertragung aus Warschau.

Posen Welle 344,8.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 12: Landwirtschaftliche Vorträge. 12.50: Pressenachrichten. 15.15: Sinfoniekonzert der Warschauer Philharmonie. 17.20: Vortrag. 17.50: Kinderstunde. 18.30: Plauderei in französischer Sprache. 19.10: Vorträge. 20.30: Konzert. 22: Zeitzeichen, Wetter- und Sportnachrichten. 22.50: Tanzmusik.

Montag. 13: Schallplattenkonzert. 17.20: Vorträge. 18.10: Konzert, übertragen aus Warschau. 19.15: Französischer Unterricht. 19.35: Vortrag. 20.30: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. Anschließend die letzten Abendberichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kattowitzer Kathedrale. 12: Zeitzeichen. Uebertragung von der Krakauer Kirche „Notre Dame". Verschiedene Berichte. 16: Vorträge. 17: Volkstümliches Konzert. 19.10: Vortrag (Reiseschilderungen). 19.35: Vortrag. 20.15: Leichte Musik. Anschließend Berichte und Tanzmusik.

Montag. 12: Zeitzeichen. Verschiedene Berichte und Schallplattenkonzert. 16: Vorträge. 16.40: Vortrag über die Entwicklung der polnischen Sprache. 17.45: Kinderstunde. 18.15: Uebertragung von Tanzmusik. 19.35: Französischer Unterricht. 20.15: Internationaler Konzertabend, übertragen von Berlin, Warschau, Prag und Vienne. 22: Zeitansage und Berichte.

Gleiwitz Welle 329,7 — Breslau 322,6

Allgemeine Tageseinteilung:

11.15: Wetterbericht Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.15—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten*). 12.55: Nauener Zeitzeichen. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.45: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung*). 15.30: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten. 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabend). 18.45: Wetterbericht anschließend Funkwerbung*). 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.15—24.00: Tanzmusik (Zwei- bis dreimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 10. Juni. 8.45: Uebertragung des Glockengeläutes der Christuskirche. 11.00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Kammermusik. 13.45—15.00: Uebertragung aus Essen. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure. 15.00—15.10: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 15.10—15.25: Schachfunk. 15.25 bis 15.45: Märchenstunde. 15.45—16.00 Englische Lektüre. 16.25 bis 18.00: Uebertragung von der Rennbahn des Vereins für Radrennen in Breslau-Grüneiche: Die Entscheidungsläufe des Großen Fliegerpreises von Schlesien. In den Pausen: Unterhaltungskonzert. 18.55: Wetterbericht. 19.00—19.30: Stunde des Landwirts. 19.30—20.00: Der Weg zum Uebermenschen. Die technische Zukunft. 20.30: Konzert. 22.00: Die Abendberichte. 22.30—24.00: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik der Kapelle Otto Kermbach.

Montag, den 11. Juni. 16.00—16.30: „Beseeltes Spielzeug". 16.30—18.00: Unterhaltungskonzert. 18.00—18.25: Uebertragung aus Gleiwitz: Die Handwerker im deutschen Volkshumor. 18.25 bis 18.50: Stunde des Landwirts. 19.25—19.50: Stunde der Technik. 19.50—20.15: Blick in die Zeit. 20.30—21.15: Kammerkonzert. 21.15—22.00: Bekenntnisse.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Sonntag, den 10. Juni, vormittags 9 Uhr, findet ein Ausflug nach dem Redenberg und daselbst eine Besichtigung der gärtnerischen Anlagen unter fachmännischer Leitung statt. Hierzu sind alle unsere Mitglieder, wie auch aus der nächsten Umgebung (Bismarckhütte usw.) eingeladen. Sammeln 8¼ Uhr Volkshaus Königshütte.

Nikolai. Am Sonntag, 10. Juni, nachm. 3 Uhr, findet die Generalversammlung des Bundes für Arbeiterbildung statt. Lokal ist durch die Vorsitzenden der sozialistischen Bewegung zu erfahren. Es ist Pflicht aller Mitglieder, Gewerkschaftler, Partei, Frauengruppe, sowie der Jugendgruppe, pünktlich und vollzählig zu erscheinen.

Versammlungskalender

Gesangsproben für H.-Chor.

Sonntag, 3¾ Uhr, in Laurahütte, bei Generlich. — Doppelquartett um 3 Uhr.

Montag, 7¾ Uhr, Königshütte, Volkshaus.

Königshütte. Achtung, Maschinisten und Heizer! Am Sonntag, den 10. d. Mts. findet im Gewerkschaftshaus, Vereinszimmer, von vorm. 9 Uhr bis nachm. 4 Uhr die Wahl zum Verbandsbeirat statt. Jeder Kollege muß wählen. Mitgliedsbuch ist mitzubringen.

Königshütte. Freie Turnerschaft. Am Sonntag, den 10. Juni, abends 6 Uhr, findet im Volkshaus (Büfettzimmer) die fällige Mitgliederversammlung statt, wozu bestimmtes Erscheinen aller Mitglieder erwartet wird. Gleichzeitig werden alle inaktiven, sowie ehemaligen Mitglieder herzlichst eingeladen.

Orzesche. Sonntag nachmittag 3 Uhr, findet in Orzesche eine Mitgliederversammlung des deutschen Bergarbeiterverbandes statt. Lokal wird vom Vertrauensmann angegeben. Die Bezirksleitung wünscht, daß zu der Versammlung auch der Kamerad Gallus erscheint. Referent: Nietsch.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse", Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.